Albrecht der Weise

und

seine Brüder

Erzherzoge von Oesterreich.

H F G.

S. 263

Leipzig,

bey Friedrich Gotthold Jacobäer, 1793.

BIBLIO [illegible] GENSIS

Kaiser Albrecht der Erste wurde durch seine Gemahlin Elisabeth der glückliche Vater einer zahlreichen Nachkommenschaft. Den Tod mehrerer seiner Kinder muste er zwar bald nach der Geburt derselben betrauern, dennoch sahe er sich im Jahr 1307 noch in einem Zirkel von zehn Kindern, unter welchen sich sechs Söhne und vier Töchter befanden, die von dem ältesten bis zum jüngsten herab ihre Eltern zu den grösten Hoffnungen berechtigten, welche von jenen auch schon erfüllt worden waren. Indessen die ältern Söhne, Rudolph, Friedrich und Leopold sich in ernsten Gefechten, wie in den Schimpfspielen, Ruhm erwarben und durch ihre Theilnahme an den Geschäften der Regierung den Beifall ihres Vaters und aller Oesterreicher verdien-

 ten,

ten, reiften ihre jüngern Brüder, Heinrich, Albrecht und Otto zu Jünglingen heran, welche zu werden versprachen, was jene schon waren, und ihre Schwestern blühten zu holden Jungfrauen auf.

Zärtlich liebten Kaiser Albrecht und seine Gemahlin alle ihre Kinder, doch hatten auch sie, wie die mehresten Eltern, ein Schooskind. Dies war Albrecht, der die vorzügliche Gunst seiner Eltern gewann, weil er mit dem Muthe und der Lebhaftigkeit, die seinen übrigen Brüdern eigen war, Ueberlegung und stete Gegenwart des Geistes verband. Hingerissen von ihrem Feuer handelten besonders Leopold und Heinrich öfters übereilt, da hingegen Albrecht, ungeachtet seiner Jugend, beinahe jede seiner Handlungen zuvor prüfte, ohne jedoch durch allzulanges Besinnen träg oder saumselig zu werden.

Süsse Erholung von den Beschwerden der Staatsgeschäfte fand der Kaiser in der Mitte seiner Kinder, die er in den Gemächern seiner Ge-

Gemahlin um sich her versammelte, so oft es ihm seine Arbeiten zum Besten seines Landes und des ganzen deutschen Reiches vergönnten. Mehr als alle übrige befand sich Albrecht bei ihm. Diesem war es erlaubt in dem Zimmer seines Vaters zu spielen, und der Kaiser müssigte öfters seinen Beschäftigungen mit dem Wohl seiner ausgebreiteten Staaten Augenblicke ab, mit dem geliebtesten seiner Söhne sich zu unterhalten, und zur völligen Ausbildung desselben selbst thätig zu werden. Albrecht vergalt ihm seine Mühe durch Folgsamkeit gegen seine väterlichen Lehren und durch die jugendliche Laune, womit er ihn aufheiterte, wenn Sorgen seine Stirn befurchten, oder die Last der Regierung ihn düster machte.

Oft schon hatten Thränen das Heldenauge des Kaisers am Grabe eines seiner Kinder genetzt, noch nie rannen sie aber so stark, als bei der Nachricht, vom Tode seines Erstgebohrnen. Nach Erlöschung des männlichen

Stammes der Könige von Böhmen war es dem Kaiser gelungen, seinen Sohn Rudolph auf den Thron dieses Landes zu heben. Obgleich einige unter den böhmischen Edeln mit Rudolphs Regierung unzufrieden waren, wurde er doch von dem grösten Theile der Nation geliebt. Durch seine Milde, bei welcher er jedoch nie der Gerechtigkeit vergas, erwarb er sich den Namen des Sanftmüthigen, und Böhmen würde vielleicht unter seiner Herrschaft glücklich worden seyn, hätte ihn nicht der Tod vom Throne hinweggerissen, als er ihn noch kaum ein Jahr besessen hatte. In einer Fehde mit einigen seiner unzufriedenen Edeln wurde er von der Ruhr befallen, an welcher er nach einigen Tagen starb.

Allgemeine Trauer verbreitete die Botschaft von Rudolphs Tode auf der Hofburg zu Wien. Eltern und Geschwister beweinten in ihm einen würdigen Sohn, einen geliebten und liebevollen Bruder; auch betrauer-

ten sie, daß der Macht ihres Hauses eine wichtige Stütze entsunken war. Von der Vereinigung Böhmens mit Oesterreich hatten sich der Kaiser und seine ältern Söhne mit der Hoffnung geschmeichelt, hinfort keinen Angriff ihrer Nachbarn fürchten zu dürfen, oder jeden gewagten siegend zurückschlagen zu können, dennoch beklagten sie mehr den Verlust Rudolphs, als die Verminderung der Größe ihres Hauses, denn der Kaiser hoffte, einen Bruder des Verstorbenen auf Böhmens Thron setzen zu können.

Noch in den Tagen des ersten heftigsten Schmerzes über Rudolphs Abscheiden wurde das österreichische Haus mit einem zweiten Verluste bedroht. Beschäftigt eine Chronik von den Thaten seines erhabenen Großvaters, Rudolphs von Habspurg, zu lesen, saß einst der zehnjährige Albrecht in dem Zimmer seines Vaters, der seine ganze Aufmerksamkeit einigen aus Böhmen erhaltenen Schreiben widmete, bis er durch einen lauten Schrei

seines Sohnes aufgestöhrt wurde. Mit einer Mischung von Unwillen und väterlicher Besorgniß im Blicke sahe er nach ihm hin; der Ausdruck des erstern verschwand aber gänzlich, als er bemerkte, daß sich der arme Kleine vor Schmerz auf seinem Sessel wand.

Heftiges Bauchgrimmen hatte Albrechten schon seit einigen Augenblicken ein leises Wimmern abgenöthigt, das von seinem beschäftigten Vater nicht bemerkt wurde. Er zwang sich, seine Schmerzen zu verbergen, weil er seinen Vater nicht stöhren, auch das Zimmer nicht verlassen wollte, denn die Geschichte der Thaten seines Großvaters, hatte so viel Anziehendes für ihn, daß er sich nicht davon entfernen wollte, und den Schmerz, der ihn peinigte, nur zur Hälfte fühlte. Der heftigste Ausbruch desselben siegte endlich über die Standhaftigkeit des jungen Prinzen; erschrocken eilte sein Vater zu ihm hin, und rief, so bald ihm Albrecht jammernd seinen Schmerz

geklagt

geklagt hatte, aus dem Vorgemach einem Leibknappen, den Arzt herbei zu holen.

Der Arzt erschien, und ließ den Prinzen, der nicht zu gehen vermogte, weil ihn der Schmerz zusammen krümmte, in ein Bett tragen, indessen er den Kaiser fragte: ob vielleicht sein Sohn eine Speise genossen hätte, die zu seinem jetzigen Unfalle Veranlassung gegeben haben könnte?

Nichts als einen Apfel — antwortete der Kaiser — der aber sein Uebelbefinden unmöglich veranlaßt haben kann, denn ich aß schon oft von dieser Gattung, ohne jemahls etwas Aehnliches empfunden zu haben.

Der Arzt kam auf die Vermuthung, ob die Aepfel, von denen er wohl wuste, daß sie der Kaiser jedem andern Obste vorzog, vielleicht vergiftet seyn mögten. Er beschloß, den Prinzen dieser Vermuthung gemäß zu behandeln, und um sich von derselben noch mehr zu überzeugen, aß er selbst einen kleinen Schnitt von einem Apfel; zu klein, um ge-

fährliche Folgen fürchten zu müssen, aber doch groß genug, ihm ein Grimmen in den Eingeweiden zu verursachen, das ihn nicht nur von der Richtigkeit seiner Vermuthung überzeugte, sondern ihn auch auf Hülfsmittel brachte, von deren Anwendung er sich die Genesung des Prinzen gewiß versprach. Die übrigen Aerzte des Kaisers kamen auch herbei; einverstanden mit ihnen handelte der zuerst gerufene Leibarzt, und ihre vereinigte Kunst war so glücklich, dem Prinzen das Leben zu retten.

Gleich Anfangs hatten sie den Eltern und Geschwistern, die an Albrechts Lager klagten Hoffnung zu seiner Rettung gemacht; bei allem Vertrauen zu ihrer Kunst fürchteten aber die Besorgten, daß sie nur zu ihrem Troste, wider ihre Ueberzeugung, sprächen. In einer Zeit von mehr als vier und zwanzig Stunden wich Frau Elisabeth nicht von dem Lager des geliebten Kranken, dessen Zimmer auch der Kaiser nicht eher verließ, bis der

Schmerz

Schmerz sich verminderte, und der Prinz in einen Schlummer fiel, dessen sich die Aerzte freueten. Sie versicherten, daß er gesund von demselben erwachen würde, und mit einem Blicke voll Hoffnung und Bangigkeit hing Frau Elisabeth an ihrem lieben Sohne, jeden seiner Odemzüge zu belauschen, und des entscheidenden Erwachens zu harren. Unbeschreiblich groß war ihre Freude, als endlich Albrecht die Augen aufschlug, und ihr zuflüsterte: „ich befinde mich wohl. Der „Schmerz in meinem Innern ist vorüber, nur „in der Hüfte fühle ich noch ein empfindli„ches Stechen.“

Die Aerzte hatten dem Prinzen das erhaltene Gift durch Ausleerungsmittel abgeführt, doch war es ihnen nicht gelungen, den Körper gänzlich davon zu reinigen. Eine zurückgebliebene Schärfe warf sich in die Glieder, und verursachte eine Lähmung des rechten Beines, die alle Kunst der Aerzte nicht zu heilen vermogte. Der Kaiser und seine Gemahlin

mahlin klagten über den Unfall ihres Sohnes, freueten sich aber zugleich, daß er ihnen war erhalten worden, ob ihnen gleich die Aerzte ihre Befürchtungen nicht verbargen, daß er lahm werden würde, weil es dem kranken Beine an Kraft gebräche, mit dem Wachsthume des übrigen Körpers fortzuschreiten.

Einig war man am Hofe des Kaisers in der Vermuthung: daß die vergifteten Aepfel, von welchen Albrecht gegessen hatte, ohne Zweifel für seinen Vater bestimmt gewesen wären, vergeblich waren aber alle Nachforschungen, den Giftmischer zu entdecken. Von der Treue seines Speisemeisters, aus dessen Händen er die Aepfel erhalten hatte, war der Kaiser so vollkommen überzeugt, daß er keinem Verdachte wider ihn Raum gab. Der Speisemeister klagte sich einer Unvorsichtigkeit an, über welche seine Reue unverkennbar war, konnte aber, bei dem schärfsten Nachsinnen auf keine Vermuthung kommen, wessen Hand die Aepfel vergiftet haben mögte.

Nur

Nur Prinz Leopold, der zweite Sohn des Kaisers äußerte einen Argwohn, den jedoch seine Eltern nicht wahrscheinlich fanden. Er vermuthete die beabsichtete Vergiftung das Werk seines Vetters Johann, oder einiger Zechgenossen desselben unter den österreichischen Edeln; so bekannt aber auch dem Kaiser der Haß dieser Männer wider ihn war, so wenig glaubte er sie dennoch des Verbrechens fähig, dessen Leopolds Verdacht sie anklagte. Wir wollen keine Vermuthung wagen, wo die Geschichte schweigt, durch eine kurze Erzählung des Mißverständnisses des Kaisers mit seinem Neffen die Leser aber in den Stand setzen, über Leopolds Argwohn selbst zu urtheilen.

Kaiser Albrecht war der Vormund Johanns, des nachgebohrnen Sohnes seines jüngern Bruders Rudolphs. Er wendete auf die Erziehung Johanns nicht weniger

Sorg-

Sorgfalt, als auf die Ausbildung seiner eigenen Söhne, bei jenem hatte aber seine Mühe nicht gleich guten Erfolg. Johanns heftiger Charakter, war durch nichts zu mässigen, seine Leidenschaften zerrissen die Zügel, die seine Lehrer und Kaiser Albrecht ihnen anzulegen suchten.

Schon in seinen Kinderjahren war Johann seinem Vormunde, der Gemahlin und den Kindern desselben abgeneigt. Jede Züchtigung, durch die man den wilden Knaben zu bessern suchte; betrachtete er als einen Beweis der Ungerechtigkeit Albrechts gegen ihn, und der Partheilichkeit für seine Söhne, auf die er deshalb einen Haß warf, sie öfters neckte, und sich dadurch neuen Verdruß zuzog. Vielleicht waren auch die Aufseher der Prinzen, nicht ganz ohne Partheilichkeit für die Söhne ihres Herrn, und daher gegen den Neffen desselben schärfer, wie gegen jene. Genug, Johann, der mit den Söhnen seines Oheims gleiche Ansprüche zu haben glaubte,

fühlte

fühlte sich, zum größten Schmerze für seinen Stolz, zurückgesetzt und ungerecht behandelt.

Der Stolz Johanns vergrösserte sich mit seinen Jahren, und aus ihm erwuchsen Herrschbegierde und Sucht nach Größe. Als er zum vollbürtigen Alter heranreifte, sehnte er sich nach Herrschaft, und sein Haß wider seinen Oheim verstärkte sich, weil er befürchtete, daß er die österreichischen Lande nur unter seine Söhne theilen, ihm aber an der Beherrschung derselben keinen Antheil geben würde. Er entschloß sich, das Erbe seines Vaters bald von ihm zu fordern, und einige österreichische Edle, die mit dem Kaiser nicht ganz zufrieden waren, lobten seinen Entschluß, und suchten ihn zu befestigen. Dies waren rauhe kriegerische Männer, welchen es mißfiel, daß ihnen der Kaiser nicht vergönnte, ihre Nachbarn zu befehden und auf dem Stegreif sich zu nähren. Sie verstärkten Johanns Abneigung wider seinen Oheim, und Johann ließ sich um so leichter von ihnen

ver-

verführen weil sie seine vertrauten Freunde waren, mit welchen er zechte, turnirte und jagte. Sie forderten ihn auf, sein Erbe nachdrücklich von dem Kaiser zu verlangen, und versicherten ihn ihrer Hülfe, wenn seine Vorstellungen ohne Erfolg bleiben, und er sich genöthigt sehen sollte, ihnen durch die Waffen grössern Nachdruck zu geben.

Voll Vertrauen auf ihre Verheissung trat einst Johann vor seinen Oheim und forderte ihn auf, sein väterliches Erbe ihm zu übergeben. Der Kaiser versicherte ihn, daß es ihm unbenommen seyn sollte, ermahnte ihn aber, ehe er über Andere herrschen wollte, zuvor sich selbst beherrschen zu lernen.

So gerecht auch diese Ermahnung war, so sehr erbitterte sie dennoch den Prinzen Johann, der nicht gesonnen war, seine Lebensweise zu verändern. Nur im Sause fortdauernder Lustbarkeiten wollte er leben, und er wünschte sich eigne Herrschaft, vorzüglich bloß deshalb, um dann ganz unabhängig

zu

zu seyn, und auf sein Vergnügen größere Summen verwenden zu können.

Johann eilte zu seinen Freunden unter den österreichischen Edeln, sie von des Kaisers Verweigerung seiner Bitte zu benachrichtigen, und ihren Rath zu vernehmen. Walther von Eschenbach, der Mächtigste unter ihnen, erbot sich, seine Lehnsleute und Mannen aufzubieten, und sie für den Prinzen Johann, zum Gebrauche wider den Kaiser, zu bewaffnen. Er forderte seine Freunde, Rudolphen von Warth und Ulrichen von Palen, ebenfalls dazu auf; diesen aber schien es gefährlich, sich gegen den Kaiser aufzulehnen, weil der größte Theil der Edeln seiner Erblande mit ihm zufrieden war, und der Kaiser den Kriegern, welche diese ihm zuführen würden, eine noch größere Anzahl aus den Reichslanden beigesellen könnte. Walther hoffte zwar während des Zuges, den Kaiser Albrecht nach Böhmen vorzunehmen gedachte, um seinen Sohn Friedrich an Rudolphs

Stelle zu setzen, zu Johanns Vortheile und nach seinem eigenen Wunsche etwas ausrichten zu können; die Ritter Rudolph und Ulrich fürchteten aber diesen Zeitpunkt für die Ausführung ihres Vorhabens als den gefährlichsten. Sie besorgten, daß Kaiser Albrecht seine ganze versammelte Macht aus Böhmen zurück ziehen und wider sie gebrauchen mögte, und riethen deshalb dem Ritter Walther und dem Prinzen Johann, sich nicht zu übereilen, sondern zu harren und sich durch geheime Unternehmungen des Gelingens ihres Vorhabens zu versichern.

Rudolph von Warth, den der Kaiser bei einer Gelegenheit, deren nähere Erwähnung hier zu weitläuftig wäre, auf das höchste wider sich erbittert hatte, weil er nach den Vorschriften strenger Gerechtigkeit gegen ihn handelte, hatte seinem Beleidiger blutige Rache geschworen, und freute sich, durch Johanns Verdruß über ihn zur Ausübung derselben bessere Gelegenheit zu erhalten. Im

Blute des Kaisers gedachte er seine Rache abzukühlen, und suchte seine Freunde und den Herzog Johann durch mühsame Vorbereitungen dahin zu vermögen, daß sie sich mit ihm zum Meuchelmorde verbänden. Johann war im höchsten Grade wider seinen Oheim aufgebracht; noch hatte sich aber kein Gedanke in ihm geregt, ihn meuchlings morden zu wollen, um in den Verwirrungen, die nach seinem Tode entstehen würden, sich durch die Gewalt der Waffen der Herrschaft zu versichern, die Kaiser Albrecht seinen Bitten nicht bewilligen wollte. Verdruß über seinen Oheim reizte den Wunsch in ihm auf: in einem offenen Kampfe ihn tödten zu können; sein Stolz hielt ihn aber ab, zum Meuchelmörder sich herab zu würdigen.

Rudolph bot seine ganze Beredsamkeit auf, seine Vertrauten noch mehr wider den Kaiser zu erbittern, sie auch zu überreden, daß er des Todes würdig wäre, und heimlicher Mord hier nicht entehrend sey, weil Albrechts

hohe Würde es unmöglich mache, ihn zum Zweikampfe zu fordern. Er erinnerte sie, daß sich Albrecht durch Mord auf den Thron geschwungen hätte, *) und sie nur den Tod Kaiser Adolphs rächen würden, wenn sie Albrechten vom Throne, den er unrechtmäßig besäße, durch ihre Waffen herab stießen.

Auf die Ritter Walther und Ulrich machten Rudolphs Ueberredungen ganz den Eindruck, den er ihnen wünschte. Sie gelobten ihm, sich zu jeder Art von Rache an dem Kaiser mit ihm zu verbinden; Johanns edler Stolz sträubte sich aber wider den beschlossenen Mord, und Monden vergingen, ehe sich Rudolphs Bemühungen wirksam auf ihn bewiesen. Den Haß desselben wider seinen

Oheim

*) Albrecht war zum Gegner Adolphs von Nassau gewählt worden, weil einige Fürsten des Reichs mit der Regierung des letztern nicht zufrieden waren. Albrecht mußte mit Adolphen um den Besitz des Thrones kämpfen, und in einer blutigen Schlacht, welche den Streit entschied, fiel Adolph durch Albrechts eigene Hand.

Oheim zu verstärken, versicherte ihn Rudolph, daß Albrecht nur aus Geiz und Herrschbegierde die Ueberlieferung seines väterlichen Erbes ihm verweigerte.

Der Kaiser — sprach er zu ihm — bedient sich des Vorwandes, daß Ihr der Regierung eines Landes nicht vorzustehn vermögtet; wenn Ihr aber, Herr Herzog, Euch überzeugen wollt, daß ihn nur eigner Vortheil zur Ungerechtigkeit gegen Euch reizt, so bequemt Euch eine Zeitlang nach seinen Grillen. Lebt, wie es Albrechts mönchische Grundsätze verlangen, und Ihr werdet sehen, daß es Euch nichts frommt, und der Kaiser Euch Euer Erbgut nicht überantworten wird, weil der Besitz desselben für seine Herrschbegierde zu großen Reiz hat.

Johann folgte dem Rathe Rudolphs. Mühsam riß er sich los von dem wüsten Leben, das ihm sein Oheim öfters zum Vorwurfe gemacht und als Ursache der Verweigerung seiner Bitte angegeben hatte. Der

Kaiser freuete sich, nach seiner Heimkehr aus Böhmen, wo seine kriegerischen Unternehmungen, nicht den gehofften Erfolg gehabt hatten, der Umänderung seines Neffen, der sich jedoch dadurch des Kaisers Beifall nicht ganz erwarb. Albrecht besorgte, daß seine Besserung ihm kein Ernst wäre; oder wenigstens von keiner langen Dauer seyn würde, weil er den Umgang mit Rudolphen und seinen Freunden noch immer nicht aufgab, ob er sich schon demselben nicht so ausschließend widmete wie zuvor. Albrecht wußte Rudolphs und seiner Zechgenossen heimlichen Groll wider sich, kannte sie auch als die Verführer seines Neffen, den er zu einem großen Manne auszubilden gehofft hatte, ehe ihn Rudolphs verführerische Lockungen mehr an sich zogen, als Albrechts väterliche Lehren.

Nur Trieb zur Thätigkeit jagte den Prinzen Johann von einem Turniere, von einem Jagen zum andern und er zog die Gesellschaft

Rudolphs und seiner Freunde dem Umgange mit seinen Vettern vor, weil er diese haßte und sich von ihnen gehindert glaubte. Nach Hoheit und ausgebreiteter Herrschaft strebte Johanns Ehrgeiz, und nur durch Albrechts Söhne sahe er sich im Laufe nach dem Ziele aufgehalten. Als ein Erbe weitläuftiger Staaten und nicht vergiftet vom Neide würde aus dem Prinzen Johann, dessen treffliche Anlagen Kaiser Albrecht nicht verkannte, wahrscheinlich ein allgemein bewunderter Fürst geworden seyn; in der beschränkten Lage in welcher er lebte und in welcher sein Ehrgeiz nicht befriedigt werden konnte, sank er aber allmählig zum Verbrecher herab. Unmuth trieb ihn in den Rausch immer dauernder Vergnügungen; die Männer, die er zu seiner Gesellschaft erkohr, verstimmten ihn noch mehr, und machten ihn endlich zu einem Werkzeuge ihrer Bosheit.

Auf Rudolps Antrieb mußte Johann die Forderung an seinen Oheim nach einiger Zeit erneu-

erneuern, und die Verweigerung derselben gab dem bösen Manne Veranlassung zu einer heimlichen Freude, weil er nun den Zorn des Prinzen bald bis zu dem Grade zu entflammen hoffte, den er zur Ausführung seines Planes erreichen mußte. Es gelang ihm wirklich, den Prinzen bis zur Wuth wider den Kaiser zu erbittern, dennoch bebte er vor dem Gedanken, ihn meuchlings zu morden, noch immer zurück.

Es ist mir unbegreiflich Herr Herzog — sprach einst der Verführer Rudolph — warum Ihr zögert, das Rachschwert zu ergreifen, da Ihr durch den Gebrauch desselben, indem Ihr Euch selbst nützet, zugleich den Willen der Gerechtigkeit vollziehen würdet. Vergesset nicht, daß Albrecht ein Mörder ist, und daß nur seine Erhabenheit ihn bisher vor der verdienten Strafe schützen konnte, weil keine richterliche Gewalt es wagte, einen Verbrecher, der auf dem ersten Throne der Welt sitzt, zur Strafe zu ziehen.

Schweigt

Schweigt Ritter — erwiderte Johann — Zwar fiel Adolph von Nassau durch Albrechts Hand, aber nicht meuchlings ermordet, sondern im gerechten, offenen Kampfe besiegt.

Rudolph. So sagen Albrechts Schmeichler; die Wahrheit bezeugt aber das Gegentheil. Sagt an, Herr Herzog, kann ein Kampf gerecht seyn, wenn er ungleich ist?

Johann. Nein Gleichheit der Waffen und Vortheile ist bei jedem Kampfe die erste Forderung.

Rudolph. Und diese Gleichheit fehlte gänzlich beim Gefechte Albrechts mit dem Kaiser Adolph, dem Gott eine fröhliche Urständ verleihen wolle! Als Albrecht den Kaiser mit seiner Glehne vom Rosse herab geworfen hatte, und dieser nun von denen, die zunächst um ihn fochten, wieder war aufgehoben worden, warf er seinen Helm hinweg, weil die Hitze unter demselben ihn zu ersticken drohte, denn lange hatte er schon gleich einem Löwen

gekämpft, ehe er auf Albrechten stieß. Dennoch war sein Muth so wenig vermindert, daß er seinen Gegner zum Zweikampfe forderte, und von Albrechten war es schimpflich und feig, daß er der Forderung nicht achtete, sondern den Kampf mit Ueberlegenheit fortsetzte. Nicht er allein, sondern auch die Waldgrafen stürzten sich auf den Kaiser los, und Alle führten ihre Streiche wider sein unverwahrtes Haupt.

Albrecht verwundete ihn zuerst; er wankte auf dem Pferde, und nun fielen die Waldgrafen über ihn her, und schlugen ihn mit zahllosen Streichen zu Boden. Sehet daraus, Herr Herzog, daß dies kein offner und gerechter Kampf, sondern ein sträflicher Mord war, der Rache über Albrechten schreit. Ihr, den jedes Unrecht empört, müßt sie üben!

Johann. Traun, ich wollte es thun, wenn Albrecht sich stellen müßte, so ich ihm meinen Handschuh hinwürfe! Der Kaiser würde aber meiner Forderung nicht achten, und ihm

ihm im geheim den Dolch in das Herz zu drücken, ziemt keinem tapfern und gerechten Manne.

Rudolph. Habt Ihr noch nie gehört, Herr Herzog, daß Gerechtigkeit auch öfters heimlich richtet, und die Großen dieser Erde auch hienieden schon Richter über sich haben?

Johann. Ja ich habe gehört, von furchtbaren heimlichen Richtern, die im Verborgenen urtheilen und strafen, aber ich verachte diese Männer, denn Gerechtigkeit soll nicht im Finstern schleichen.

Rudolph. Freilich sollte sie dies nicht, die Verkehrtheit der Menschen zwingt sie aber dazu. Seit Ungerechtigkeit ungestraft im Lichte einher wandelt, muß die Gerechtigkeit das Finstere suchen, aus der Dunkelheit wohlthätig für das Menschengeschlecht zu wirken. Kaiser Karl der Große setzte ein Gericht nieder, das von der rothen Erde aus sich in alle Lande verbreitete, und sonder

der Ansehn der Person Fürsten, Bürger, und Leibeigene richtete. Vor ihm zitterten in den ersten Jahrhunderten nach seiner Stiftung die mächtigsten Fürsten, und viele derselben, die sich Ungerechtigkeiten erlaubt hatten, wurden von den Verborgenen zur Vergütung derselben genöthigt. Der Unterdrückte fand Hülfe, wenn er sie vor allen Gerichten, wider den übermächtigen Unterdrücker, vergeblich gesucht hatte. Jetzt ist aber dieses ehrwürdige Gericht von seiner Macht herab gesunken, weil es nicht mehr in seiner ersten Lauterkeit besteht. Es haben sich Männer in dasselbe geschlichen, die das Recht verdrehen, wie es an vielen andern Gerichtshöfen geschicht; andere misbrauchen die Gewalt, die sie besitzen; und durch dies alles sind die bessern unter ihnen genöthigt worden, außer dem großen allgemeinen Bunde noch in einen engern zu treten, um unser Gericht, zum Wohl des ganzen Menschengeschlechts, zu seiner ersten Lauterkeit zurück

zu bringen. Zwar sollte ich Euch davon nichts sagen, denn ich habe geschworen die heilige Vehme zu verhehlen vor Mann und Weib, Bruder und Freund und allem, was zwischen Himmel und Erden ist; aus Freundschaft glaubte ich Euch aber sagen zu müssen, daß Tausende bereit sind, sich mit Euch zu verbinden.

Viel hatte schon Johann von der heiligen Vehme gehört, wodurch seine Neugierde rege worden, und der Wunsch in ihm entstanden war, näher damit bekannt zu werden. Man hatte ihm erzählt, wie groß die Macht, wie gerecht die Urtheilssprüche dieses furchtbaren Gerichtes vor Zeiten gewesen waren, ihm aber auch zugleich gesagt, daß es jetzt sehr ausgeartet wäre, und die Fürsten daher den ganzen Bund zu zerstöhren suchten, um ihre Unterthanen und sich selbst von der Gewalt unbefugter Richter zu befreien, die in ihren Urtheilssprüchen selten auf Gerechtigkeit, sondern nur auf den Vortheil ihrer geheimen

Ver-

Verbrüderung Rücksicht nähmen. Jetzt versicherte ihn Rudolph, unter der größern Verbrüderung des Daseyns eines kleinern Bundes, dessen Mitglieder dem Vorbilde ihrer erhabenen Vorweser gemäß handelten. Es durchflog ihn der Gedanke: seinen Oheim vor ihrem Gerichte anzuklagen; und zu demselben gesellte sich der Wunsch: ein Mitglied dieser geheimen Gesellschaft werden zu können. Er entdeckte sich Rudolphen, welcher seinen Wunsch zu erfüllen versprach.

In einigen Tagen — sagte er ihm — wird in der Nähe ein Gericht gehalten werden, zu welchem wir, von fern her einige erlauchte Mitglieder erwarten. So bald sie erscheinen, erfahrt Ihr es von mir, und begleitet mich dann in ihre ehrwürdige Versammlung.

Die nächsten Tage bestürmte Johann den Ritter Rudolph mit Fragen, durch die er sich nähere Bekanntschaft mit den furchtbaren Verborgenen erwerben wollte; Rudolph aber

antwortete seiner Neugierde nur mit der Versicherung: daß sein Eid ihm verböte, mit Ungeweihten von der innern Einrichtung ihres Bundes zu sprechen. Er erzählte ihm nur einige von den ältern Verrichtungen der heiligen Vehme, wo sie unschuldig Unterdrückten, die vergeblich vor allen andern Richterstühlen Recht gesucht hatten, zu ihrem Rechte verhalf, oder geheim verübte Verbrechen bestrafte. Johanns Ehrfurcht gegen das Freigericht wurde dadurch vermehrt, sein Wunsch: ein Mitglied desselben zu werden; verstärkt. Ungeduldig fragte er Rudolphen täglich: ob die Richter aus der Ferne noch nicht bald ankommen würden, und seine Ungeduld wuchs zu ungestümer Sehnsucht, da ihm Rudolph nach acht Tagen noch immer keine bestimmte Antwort geben konnte. Nach langem Harren beschied er ihn endlich eines Tages um die Stunde der Mitternacht zu sich, ihn zur Hegung des Freigerichts zu begleiten. Mit gespannter Erwartung folgte der Prinz

dem Ritter in ein unterirdisches Gewölbe, in der Burg desselben, in welchem die heimlichen Richter in feierlicher Stille versammelt saßen.

Wir wollen Euch, theure Leser! weder eine Beschreibung von der Verfassung des Freigerichts machen, noch uns bei den Gebräuchen desselben lange verweilen, da Ihr dies alles in andern Geschichten aus den Zeiten des Mittelalters schon wiederholt gelesen habt. Nur kürzlich wollen wir ein Begegnis berühren, das ohnehin nicht unmittelbar in die Geschichte unseres Helden gehört.

Johann mußte in einiger Entfernung stehen bleiben, indessen sich Ritter Rudolph dem Stuhlherren näherte, und ihm sagte, daß Herzog Johann von Oesterreich, in ihren Bund wünsche aufgenommen zu werden. Er versicherte, daß Johann würdig wäre, ihr Bruder zu seyn, worauf Johann unter die Zahl der Mitglieder vom untersten Range aufgenommen wurde. Der Prinz leistete den

Eid

Eid der Verschwiegenheit und des Gehorsams, und durchmusterte nun mit seinen Blicken die ganze Versammlung, in welcher er viele Bekannte fand, aber auch einige Männer sahe, die ihm völlig fremd waren.

Nach einiger Zeit trat einer dieser Fremden vor den Stuhlherrn, klagte Albrechten als Kaiser Adolphs Mörder an, und forderte die Bestrafung desselben. Ein Freischöppe schrie dreimal Wehe über den Angeklagten; ehe der Stuhlherr das Urtheil über ihn sprach, verlangte Ritter Rudolph gehört zu werden, und klagte den Kaiser auch der Ungerechtigkeit und der Unterdrückung seines Mündels an. Er berichtete, daß Albrecht seinem Neffen, sein väterliches Erbe vorenthielte, und forderte von seinen Obern und Brüdern Gerechtigkeit, für den unterdrückten Johann.

Deine Anklage, mein Bruder — begann jetzt der Stuhlherr — vergrößert die Schuld

Albrechts von Oesterreich, der sich sonder Befugnis den König der Deutschen nennt, und die Vollziehung des Urtheils über ihn muß daher billig beschleunigt werden. Längst schon ist Albrecht vervehmt und vor unser Gericht geladen worden, ob schon ganz Oesterreich nichts davon weis; denn heimlich, wie unsere Gerichtsschlüsse und die Vollziehung derselben, geschehen auch die Vorladungen vor unser unbestechliches Gericht, vor dem der erste Fürst der Christenheit nicht mehr gilt, denn ein Bettler oder ein leibeigener Knecht. Ich erkenne den Herzog Albrecht von Oesterreich des Todes schuldig, so aber einer von Euch, meine Brüder, zu seiner Vertheidigung etwas zu sagen weis, der trete auf und rede!

Da keiner unter den Gegenwärtigen Albrechts Vertheidigung unternahm, wurde er von dem Stuhlherrn und seinen vornehmsten Beisitzern zum Tode verurtheilt, worauf das Loos geworfen wurde, wem die Vollstreckung

ckung des Urtheils übertragen werden sollte. Es traf den Prinzen Johann, den Ritter Rudolph und einen der Unbekannten, die Johann in der Versammlung sahe. Zitternd empfing Johann den Dolch aus den Händen des Stuhlherrn, den immer noch empörte sich sein Inneres wider den Gedanken: der Mörder seines Oheims zu werden; ob er gleich den Dolch zur Vollziehung eines scheinbar gerechten Urtheils erhalten hatte. Unruhig verlies er die Versammlung, wünschte zuweilen, daß er sie nie betreten haben mögte, und wankte zwischen Zweifeln, ob er sich zur Vollziehung des, von seinen unbekannten Obern, erhaltenen Befehls entschliessen sollte oder nicht.

Neugierig fragte Johann öfters den Ritter Rudolph nach den Namen der Unbekannten in der Versammlung; Rudolph beantwortete seine Fragen aber immer mit der Ent-

schuldigung: daß es ihm nicht vergönnt wäre, seine Neugierde zu befriedigen.

Werde ich es aber nie erfahren — fragte endlich Johann verdrießlich — wer diese Fremdlinge sind, die es so kühnlich wagen, das Oberhaupt des deutschen Reichs vor ihren Richterstuhl zu ziehen?

Sollte ihnen wohl — erwiederte Rudolph — ein bekannter Name bey Euch größern Werth geben als die Würde, die Ihr gewiß in ihren Zügen bemerkt haben werdet.

Johann. Allerdings, denn in einem Körper mit dem ehrwürdigsten Gesicht verbirgt sich öfters ein Bube; und ich kann den ehrwürdigen Gesichtern, die ich in Eurer Versammlung sahe, nicht eher meine Achtung zollen, bis ich aus ihren Namen erkenne, ob sie derselben würdig sind.

Rudolph. Aus ihren Handlungen, Herr Herzog, könntet Ihr dies deutlicher erkennen, wie aus ihren Namen.

Johann. Noch sahe ich diese nicht.

Rudolph. Wenigstens einige derselben. Ihr waret Zeuge ihrer Urtheilssprüche, noch über Andere als Euern Oheim, und könnt gewiß die vollkommenste Gerechtigkeit in denselben nicht verkannt haben. Bedarf es also wohl noch einer andern Bürgschaft für den Werth dieser Männer, deren Winken, wie Ihr seht, Eure Freunde gehorchen?

Johann. Ritter, ich kann keine Obern anerkennen, denen es nicht gefällt, sich mir ohne Hülle zu zeigen. Dürft Ihr mir sie nicht nennen, so muß ich den Bund verlassen, von dem mich ohnehin der schauderhafte Auftrag, den ich gleich in den ersten Augenblicken erhielt, schier zurück schrecken mögte.

Rudolph. Ihr sollt auch noch alles wissen, nur dürft Ihr nicht mit Gewalt den Vorhang zerreissen, welcher kaum Geweihten das innere Heiligthum verbirgt. Alles, was Euch jetzt noch ein Geheimnis ist, wird Euch

 offen-

offenbar werden, wenn Ihr zum zweiten Grade fortgerückt seyd.

Johann. Und wodurch kann ich diesen erreichen?

Rudolph. Durch Gehorsam. So lange Ihr noch mit Euch selbst uneins seyd, ob Ihr den erhaltenen Befehl vollziehen wollt, verletzt Ihr die erste Eurer Pflichten, und vergesset des Eides, den Ihr geschworen habt; so bald Ihr Euch aber ernstlich entschließt, die Blutrache zu üben, zu welcher man Euch auszuwählen würdigte, steigt Ihr zu höherer Vollkommenheit empor, und dann wird die Hülle hinweg genommen, die Euern Blick jetzt zurück hält.

Unwillig war Johann über Rudolphs Verschlossenheit, und einigemal durchflog ihn der Gedanke, dem Bunde, dem er kaum beigetreten war, wieder zu entsagen, der Groll wider seinen Oheim ließ ihn aber nicht zum Entschluße reifen. Der Kaiser verwies ihn

mit seiner Forderung bis zur Rückkehr aus Böhmen, wohin er im Frühjahre einen zweiten Kriegszug vornehmen wollte, den Zweck zu erreichen, den er im vorigen Jahre verfehlt hätte, allein Johann fürchtete, daß er dann seine Bitte so wenig wie jetzt erfüllen würde, und der Wunsch: sich selbst Recht zu verschaffen; wurde immer stärker in ihm.

Er begann nach und nach eine That zu rechtfertigen, vor welcher er Anfangs zurück geschaudert war, und die Erinnerung an die Urtheilssprüche der heimlichen Richter, die er Gelegenheit gehabt hatte zu hören, brachte ihn in seiner unglücklichen Bemühung bald zum Ziele. Er fand ihre rechtlichen Aussprüche der vollkommensten Gerechtigkeit so gemäs, daß er glaubte, den wider seinen Oheim ergangenen für nicht minder gerecht halten zu müssen, ob ihn gleich einige Zweifel dagegen beunruhigten. Er dünkte sich groß, daß er zum Vollstrecker eines Urtheils des höchsten und trefflichsten irdischen Gerichtes

richtes war erkohren worden, beschlos den erhaltenen Befehl so bald als möglich zu vollziehen, und eilte, den Ritter Rudolph davon zu benachrichtigen.

Der Ritter lobte den Prinzen, daß er sich endlich von tadelnswerthen Vorurtheilen losgerissen hätte, nahm ihn auf unter die Zahl der Wissenden, und um ihn noch mehr in seinem Entschluße zu befestigen, nannte er ihm die beiden Unbekannten, die unter den Vehmrichtern vorzüglich seine Aufmerksamkeit auf sich gezogen hatten. Er sagte ihm, daß der Stuhlherr der Graf von Cleve, der Freigraf der Markgraf von Jülich gewesen wäre; Männer die sich durch ihre Gerechtigkeitsliebe diese erhabene Stellen im Freigerichte erworben hätten. Man zählte wirklich diese beiden Fürsten allgemein unter die gerechtesten und würdigsten, auch Johann hatte sie oft rühmen hören, und die geheime Gesellschaft, welcher er beigetreten war, gewann nicht wenig in seiner Achtung, da er

hörte, daß jene würdigen Männer Mitglieder derselben wären.

Ritter Rudolph berathete sich nun mit dem Prinzen über die Hinrichtung des Kaisers, und Walther und Ulrich wurden mit in diesen Rath gezogen, ob gleich sie keinen Dolch von der heiligen Vehme erhalten hatten. Die Ritter stimmten überein, daß man mit der größten Vorsicht zu Werke gehen müsse, weil sich der Kaiser dem Ausspruche des heimlichen Gerichts nicht unterwerfen würde; in Absicht der Mittel zur Verheimlichung des Mordes waren sie aber verschiedener Meinung. In dem Feldzuge wider den Herzog von Kärnthen, der sich auf den böhmischen Thron geschwungen hatte, hoften sie ihr Vorhaben ausführen zu können, ohne dabei selbst allzuviel zu wagen.

Kaiser Albrecht hatte es vordem die verbundenen Ritter öfters fühlen lassen, daß sie seine Gewogenheit nicht besaßen, seit dem vergeblichen Kriegszuge nach Böhmen fand

es aber seine Staatsklugheit räthlich, ihre Freundschaft zu suchen, weil er im entgegen gesetzten Falle gefährliche Unternehmungen von ihnen befürchten mußte. Auch lag ihm viel daran, sein Heer durch die zahlreichen Schaaren ihrer Lehnsleute und Mannen verstärkt zu sehen, wozu er sich auch jetzt gerechte Hoffnung machen konnte, weil Ritter Rudolph und seine Freunde ihm versprochen hatten, zum Siege über Heinrichen von Kärnthen das Ihrige nach allen Kräften beizutragen.

Auf den Rath seiner Freunde veränderte auch Herzog Johann das Benehmen gegen seinen Oheim, so vielen Zwang es ihm auch kostete. Er brachte jetzt den größten Theil seiner Zeit in der Gesellschaft Albrechts und seiner Söhne zu, bemühte sich, sein Feuer zu mässigen und das Vertrauen Albrechts zu erwerben. Er bestürmte ihn nicht mehr mit seiner Forderung, nur einmahl bat er ihn bescheiden um die Uebergebung seines väterlichen

chen Erbes, und begnügte sich mit dem Versprechen des Kaisers: ihn nach der Vollendung des böhmischen Kriegszuges zufrieden zu stellen. Albrecht versprach dies mit so vieler Herzlichkeit, daß Johann den wider ihn genommenen Entschlus von neuem zu bereuen begann, des andern Tages trieb aber beleidigter Stolz seine Begierde, sich zu rächen, auf den höchsten Grad.

Kaiser Albrecht war in den Rüstungen zum Feldzuge wider den Gegner seines Sohnes Friedrichs so weit gekommen, daß er die Fehde, an der Spitze eines zahlreichen Heeres, bald hoffte beginnen zu können. Vor seiner Abreise wollte er sich mit seiner Gemahlin, seinen Kindern und den Dienern, die er zurück lassen mußte, noch einmal letzen, und bestimmte hierzu den ersten Tag des Maies. Als er mit seinen Gästen beim Morgenimbis saß, brachte ihm die jüngste

seiner Töchter einen Kranz von Blumen, den ersten Zöglingen des Frühlings, den Albrecht annahm und ihn dann auf das Haupt seines Neffen setzte, welcher seinen Platz zur Rechten des Kaisers erhalten hatte.

Lasset uns des Lenzes Rückkehr feiern — sprach er zu seinem Neffen, und ermunterte dann seine Töchter und alle übrige gegenwärtige Damen, auch für seine Söhne und andere anwesende Herren und Ritter Kränze zu binden, damit sie den Lenz, mit seinem ersten Geschenke geschmückt, begrüssen könnten. Freudig vollzogen die Frauen und Jungfrauen des Kaisers Befehl, und manchen Ritter entzückte die Geschäftigkeit seines Liebchens, ihm ein zierliches Kränzlein zu flechten.

Viele unter den Anwesenden glaubten den Herzog Johann hochgeehrt, da er seinen Kranz aus des Kaisers eigenen Händen erhalten hatte, und es war auch wirklich des Kaisers Absicht gewesen, ihn vor andern auszuzeich-

zuzeichnen, Johann nahm aber als Spott, was ein Beweis von Albrechts günstigen Gesinnungen gegen ihn hatte seyn sollen. Bei der allgemeinen Freude hatten die Anwesenden wenig Achtsamkeit auf ihn, seine Vertrauten bemerkten aber in seinen Mienen den Ausdruck beleidigten Stolzes und des heftigen Zornes, die sie zu benutzen beschlossen, um den noch immer wankenden Johann heut noch die schon längst beschlossene Unthat vollbringen zu lassen.

Stumm saß Johann an der Seite des Kaisers; die Empfindungen, die in seinem Innern wütheten, machten es ihm unmöglich, von den aufgetragenen Speisen etwas zu genießen, und mit Ungeduld wünschte er die Tafel verlassen zu können. So bald der Wohlstand dies erlaubte, eilte er zum Ritter Rudolph, den er heimlich also anredete:

Wahrlich diese Schmach war zu groß! Mit der Zierde eines Schäfers schändet Albrecht das Haupt, das einen Fürstenhut fürwahr

wahr nicht verunzieren würde, ob er es schon desselben nicht würdig hält. Mich dünkt, dieser elende Kranz ist alles, was ich mir von dem habsüchtigen Albrecht versprechen darf, denn würde er nicht, zur Vermehrung unsers Eifers im böhmischen Feldzuge meine billige Bitte erfüllt haben, wenn er sie jemals zu erfüllen gedächte?

Richtig geurtheilt, Herr Herzog — antwortete Rudolph — darum lasset uns nicht länger zögern, den Befehl der heiligen Vehme zu vollstrecken, damit Euch endlich werde, was Euch gebührt. Der Verbrecher ist reif, warum sollten wir ihn länger verschonen. Der Ritt, den der Kaiser in unserer Gesellschaft machen will, gibt uns Gelegenheit, Gerechtigkeit an ihm zu üben; wir müssen diese günstige Zeit nicht ungenützt vorbei streichen lassen. Zwingt Euch aber, bis zur Erreichung unsers Zweckes, heiter und vorzüglich freundlich gegen den Kaiser zu scheinen, damit Ihr Euch nicht verrathet,

dadurch die Ausführung der großen That verhindert, und Euch selbst der größten Gefahr aussetzet. Hört jetzt mit wenig Worten meinen Plan, den ich auch Walthern und Ulrichen mittheilen will, indessen Ihr Euch unter die übrigen Anwesenden mischt, und Euren Grimm unter erzwungener Laune verbergt.

Johann gab Rudolphs Vorschlage, von dem wir unsern Lesern bald die Ausführung zeigen werden, seinen Beifall, folgte auch übrigens dem Rathe Rudolphs, der die andern Mitverschwornen mit wenig Worten von dem genommenen Beschlusse benachrichtigte. Weder der Kaiser noch ein Anderer unter den Gegenwärtigen ahndete etwas von der gemachten Verschwörung; sonder Furcht gab Albrecht Befehl, die Pferde vorzuführen.

Der Kaiser wollte das Heer mustern, das sich in einiger Entfernung gelagert hatte. Mit seinen ältern Söhnen machte er sich auf den Weg, außer dem Herzog Johann und

seinen Verbundenen nur von wenig Rittern begleitet. Johann ritt zur Seite des Kaisers, ihm voran Rudolph mit seinen Genossen, mit welchen sich der Kaiser freundlich unterhielt. Sonder Ahndung einiger Gefahr, kam er bis an das Dorf Windisch, wo man auf einer Fähre über den Fluß Reuß gehen muß. Johann stellte sich mit seinen Verschwornen zuerst auf die Fähre, auf welcher nur noch für den Kaiser nnd einen seiner Ritter Platz übrig war. Als sie das jenseitige Ufer erreicht hatten, und der Kaiser mit seinem Begleiter daher ritt, wendeten sich die Verschwornen mit ihren Rossen, und stürzten auf ihn los.

Wie lange – rief Rudolph von Warth — wie lange wollen wir noch mit der Bestrafung dieses Verbrechers zögern?

Heut ist der Tag der Rache — antwortete ihm Johann — der Tag an welchem ich auch wegen meiner Erbschaft mit ihm rechten will.

Durch

Durch diese Worte gab er die Loosung zum Angriffe. Er selbst brachte dem Kaiser die erste Wunde bei, Rudolph und seine Genossen zückten auch ihre Schwerdter gegen ihn, bis mehrere tödliche Streiche ihn und seinen Begleiter zu Boden streckten.

Mit einigen Andern war indessen Leopold auf der Fähre, die bis in die Mitte des Flusses fort gerückt war, als der Kaiser den Streichen seiner Mörder erlag. Da sich Leopold zuvorderst auf der Fähre befand, fürchteten seine Begleiter für ihn das Schicksal seines Vaters, wenn er das jenseitige Ufer betreten würde. Aus Vorsicht befahlen sie dem Fährmanne zurück zu ziehen, wider den Willen Leopolds, der seinen ermordeten Vater rächen wollte, und nur mit Mühe zur Gemäshandlung des Rathes seiner Begleiter zu bewegen war.

Die Mörder, deren Unthat dem nicht allzu fern stehenden Heere durch ein Gebüsch

verborgen wurde, waren entflohen, auf einer nach gelegenen Burg Rudolphs von Warth vor dem ersten Angriffe Schutz zu suchen. Leopolds Begleiter glaubten, nun nichts mehr von ihnen befürchten zu dürfen, und eilten dem gefallenen Kaiser zu Hülfe, dessen Haupt indessen eine vorüber gehende Dirne auf ihren Schoos gelegt und versucht hatte, seine Wunden zu verbinden. Vergebens war ihre Mühe, so wie alle Versuche der herbei kommenden Ritter. Nach dem letzten tödtlichen Streiche, den der Kaiser auf das Haupt erhielt, war seine Seele entflohen.

Von dem Platze hinweg, wo der Mord geschehen war, eilte Herzog Johann mit seinen Genossen nach Farwangen, einem vesten Schlosse Ulrichs von Palen, in welchem er sich, unter allen Vesten der Verschwornen, die größte Sicherheit versprach. Ritter Ulrich berief seine Lehnsleute und Mannen in

die Veste, indessen Rudolph und Walther nach ihren Gütern abgingen, zu ihrer Vertheidigung und zur Fehde mit Albrechts Söhnen sich zu rüsten. Die Verschwornen verbanden sich unter einander, ihre vereinigten Kräfte dem Herzog entgegen zu stellen, und sie nach dem Orte hinzuziehen, der zuerst mit einem Angriffe bedroht werden würde.

Herzog Leopold, welcher mit den beiden ältesten seiner Brüder, den Herzogen Friedrich und Heinrich, die Regierung theilte, aber doch die größte Macht hatte, da Friedrich den größten Theil seiner Zeit den Bewerbungen um die kaiserliche oder böhmische Krone widmete, bot seine Getreuen auf, die Mörder seines Vaters zu züchtigen. Wider Walthern von Eschenbach, dessen Burg ihm die nächste war, wendete er seine Waffen zuerst. Herzog Johann und die Ritter Rudolph und Ulrich kamen mit den Ihrigen dem Angegriffenen zu Hülfe, der aber dennoch von Leopolden aus einem seiner Schlösser in

das andere gejagt, und genöthigt wurde, in die Burg Rudolphs von Warth zu flüchten. Durch die Tapferkeit Leopolds und der Seinigen wurde auch diese erobert, und nun war Farwangen die einzige noch übrige Veste der Verbündeten, welche ihre ganze Macht dahin zogen, sich vor derselben lagerten, und versuchen wollten, in einer Feldschlacht über den Herzog zu siegen.

Beide Parteien standen nicht lange müssig, dem Herzog vergönnte sein Feuer keine Zögerung, und seine Gegner waren weit entfernt; die Schlacht zu vermeiden, die er ihnen anbot. Tapfer focht Leopold mit seinen Kriegern, dennoch vermogten sie lange nicht wider ihre Gegner etwas auszurichten, da diese in einer Schlacht, die für ihr ganzes künftiges Schicksal entscheiden mußte, wie Verzweifelnde kämpften. Einige Stunden lang blieb der Sieg unentschieden, endlich neigte er sich auf die Seite des überlegenen Heeres, unter Leopolds Befehle. Die Feinde wurden

den in die Veste zurückgeschlagen, und ungesäumt begann nun Leopold die Belagerung derselben.

In wenig Tagen war die Veste so weit gebracht, daß ihre Vertheidiger alle Hoffnung aufgaben, sich länger halten zu können. Zur Nachtzeit entflohen sie, durch einen unterirdischen Gang, aus der Veste, und gaben den zurückgelassenen Kriegern Vergunst, des andern Tages mit dem Herzog in Unterhandlungen zu treten und ihm die Veste zu übergeben. Das erstere geschah, doch nicht mit dem Erfolge, den die Belagerten davon erwarteten. Leopold wollte mit den Helfern und Dienern der Mörder seines Vaters nicht unterhandeln, sondern verlangte, daß sie sich ihm unbedingt ergeben sollten, und eroberte, nach erhaltener verweigernder Antwort, die Veste mit Sturm. Von den Vornehmsten ihrer Besatzung wurden drei und sechszig enthauptet, und die Vestung geschleift, wel-

ches auch das Loos der übrigen Schlösser der Verschwornen war.

Die Verbündeten hatten sich Hoffnung gemacht, von einigen der übrigen österreichischen Edeln Hülfe zu erhalten, und vorzüglich von der Unterstützung Heinrichs von Kärnthen, welcher den böhmischen Thron bestiegen hatte, viel erwartet, sie wurden aber in beiden Hoffnungen getäuscht. Alle Edle Oesterreichs erfüllte die Ermordung eines Herrn, den sie geschätzt und geliebt hatten, ob ihn gleich von manchem der Vorwurf nicht zu bezügelnder Herrschbegierde traf, mit Abscheu und glühenden Zorn wider die Mörder, und der König von Böhmen, ob er schon Hoffnung gemacht hatte, an den innerlichen Unruhen in Oesterreich Theil zu nehmen, durfte es nicht wagen, weil er seinen Thron noch nicht befestigt hatte, und besorgen muste, daß die böhmischen Edeln, wider deren Willen er ihn bestieg, die Abwesenheit seiner

seiner Kriegsvölker benutzen mögten, um ihn wieder herabzustoßen.

Herzog Johann hatte sich vorzüglich der Hülfe des heimlichen Gerichtes getröstet. Der ganze Bund, glaubte er, müsse ihn und seinen Genossen vor den Gefahren schützen, welchen sie sich durch die Vollziehung seines Beschlusses ausgesetzt hatten, ihm auch, dem gegebenen Versprechen gemäß, zur Erhaltung seines Erbes behülflich seyn. Rudolph von Warth hatte ihm mit dieser Hoffnung geschmeichelt, vergebens forderte aber nun der Herzog von ihm, die Brüder zur geheimen oder öffentlichen Hülfe aufzurufen.

Es war dem Ritter Rudolph unmöglich, Johanns Verlangen gemäß zu handeln, denn er hatte nur ein schändliches Spiel mit ihm getrieben und ihn, im Namen der heiligen Vehme, mit dem Mordgewehr bewaffnet, wider dessen Gebrauch gegen seinen Oheim Johann sich so lange sträubte.

Rudolph von Warth, war wirklich ein Mitglied des heimlichen Gerichtes, gewiß aber eins der unwürdigsten desselben, ob er sich gleich zum Wissenden oder Freischöppen erhoben hatte. Mit den Rittern Ulrich und Walther, die von ihm aufgenommen wurden, hatte er einige Unthaten verübt und die heilige Vehme geschändet, vor deren Gericht er auch schon war geladen worden, als er gegen den Herzog Johann die sträfliche Mummerei mit ehrwürdigen Geheimnissen spielte. Die Unbekannten, welche Johann bei Hegung des vorgeblichen Vehmgerichts gesehen hatte, waren Rudolphs vertraute Knechte gewesen, die er in das Gewand der heimlichen Richter kleidete, und ihnen achtungswerthe Namen gab, den Herzog sicherer zu täuschen. Absichtlich hatte er Johanns Neugierde auf das höchste gespannt, und die Männer, welche den Markgrafen von Jülich und den Grafen von Cleve vorstellen sollten, nicht sogleich auftreten lassen, um nicht dem Herzoge hierdurch

durch Veranlassung zur Ahndung seines Betruges zu geben.

Nur Begierde sich an dem Kaiser zu rächen, hatte Rudolphen in Thätigkeit gesetzt; seine Freundschaft gegen den Herzog bestand in leeren Worten, unter welchen er jene verbarg. Unbekümmert um den Herzog, wollte er ihn nach vollendeter That seinem Schicksale überlassen, und nach Burgund, zu seinem Freund und Waffenbruder, dem Grafen Diepold von Blamont entfliehen, um bei ihm so lange zu verweilen, bis er sich vor dem heimlichen Gerichte rechtfertigen und durch Vermittelung seiner Freunde, nach Oesterreich zurückkehren könnte. Nur die Hoffnung: mit dem Beistand mehrerer Edeln und des Königs Heinrichs von Böhmen den Herzog Leopold und seine Brüder besiegen zu können; hielt ihn noch einige Zeit in seinem Vaterlande auf, bis er endlich mit den übrigen Häuptern der Verschwörung von Farwangen entfloh.

 Viele

Viele Mühe hatte es Rudolphen und den Rittern Ulrich und Walther gekostet, den Herzog Johann zur Flucht zu überreden, denn jugendliche Tollkühnheit und die peinigenden Vorwürfe der Reue über seine That, hatten in ihm den Entschluß hervorgebracht, über seine Vettern zu siegen, oder sich unter den Mauern der Veste Farwangen begraben zu lassen. Erschüttert wurde dieser Entschluß durch die Vorstellungen seiner Freunde, von der Unwahrscheinlichkeit des Sieges, und durch vorgespiegelte Hoffnung: außerhalb der Veste Gelegenheit zu finden, ihren Plan durch fremde Unterstützung durchzusetzen.

Johann ließ sich endlich bewegen, dem Rathe Rudolphs und seiner Freunde zu folgen, und verleitet durch die Vertröstung des erstern, verließ er die Veste; mit der Hoffnung: von den Fürsten, die der Freischöppe Rudolph seine verborgenen Brüder nannte, Hülfe wider seine Vettern zu erhalten. Wuth und Verzweifelung traten aber an die Stelle die-

ser Hoffnung, als Rudolph, so bald sie sich über Oesterreichs Gränze befanden, ihm entdeckte, daß er ihm jetzt nicht zu helfen vermöge, wohl aber versuchen wolle, ihm von den mächtigsten Mitgliedern des heimlichen Gerichtes Unterstützung zu verschaffen. Er sprach dann von der Nothwendigkeit, sich für jetzt zu trennen, weil sie leicht entdeckt werden könnten, wenn sie ihre Reise gemeinschaftlich fortsetzen wollten, und setzte dadurch den Herzog in solche Wuth, daß er sein Schwerd zog und ihn, mit den Worten: Böswicht, du hast mich schändlich hintergangen, empfange jetzt den Lohn deiner Unthat; zum Kampfe forderte.

Rudolph stellte sich; Ulrich und Walther rissen aber die Streitenden auseinander; bemühten sich auch, den Zorn des Herzogs zu mässigen, und in ihm die Hoffnung zu beleben: daß Rudolph durch seine großen Verbindungen ihm gewiß helfen würde, ob es schon die Lage der Dinge nicht so gleich verstatte.

Walther versicherte, daß es ihm schwer würde von ihm zu scheiden, erinnerte ihn aber zugleich an die Nothwendigkeit ihrer Trennung, um verborgen bleiben zu können, bis sie voll Zuversicht: ihren jetzt verfehlten Zweck zu erreichen; in ihr Vaterland zurückkehren könnten.

Hört den Rath kalter Ueberlegung, gnädiger Herr — begann jetzt Rudolph von Warth — und glaubet nicht, daß es Feigheit ist, wenn ich zu einer Zeit, wo Ihr mit mir fechten wollt, nur mit Euch zu reden wünsche. Mißverständniße sollen alte und erprobte Freunde nicht entzweien, und es ist nicht mehr als Mißverständniß, was mich jetzt schier mit Euch in einen Zweikampf gebracht hätte. Habert nicht mit mir, sondern schreibt es dem Schicksale zu, daß unser kühnes Unternehmen nicht sogleich gelang, und traut der Versicherung eines Mannes, der Euch bisher noch niemahls täuschte, wenn er Euch verspricht, nicht eher zu rasten, bis

wir

wir unsern Zweck erreicht haben. Um es dahin zu bringen, müssen wir aber klüglich und unserm Besten nicht selbst entgegen handeln. Gemeinschaftlich wollen wir nach dem großen Zwecke hinarbeiten, damit wir desselben um so weniger verfehlen können. Indessen ich in Deutschland umher ziehe, meine Freunde und Brüder zu Eurer Hülfe aufzufordern, und Ritter Walther dieses Geschäft besonders in Schwaben sich angelegen seyn läßt, müsset auch Ihr, Herr Herzog, sammt dem Ritter Ulrich zu gleicher Absicht Euch bemühen. Ulrich wird gen Zürich und nach Rhätien gehen, die Bewohner dieser Gegenden, die mit den Herzogen, Euren Vettern, unzufrieden sind, zur Verbindung mit Euch einzuladen, und wenn bei Euch, Herr Herzog, mein Rath etwas gilt, so ziehet Ihr selbst nach Avignon zum heiligen Vater für Euch und uns Loszählung vom Banne zu erhalten. Der Bann, in dem wir leben, scheucht Oesterreichs Edle und viele andere

wackere Männer von uns, sind wir aber desselben entledigt, so werden wir Helfer und Theilnehmer in Menge finden.

Rudolphs Vorschlag brachte in dem Herzoge ein Gemisch von Empfindungen hervor, die einander entgegengesetzt waren. Es empörte seinen Stolz, anstatt seine Rechte mit den Waffen in der Hand vertheidigen zu können, nach Avignon pilgern zu sollen, zugleich hoffte er aber auch Trost von dieser Pilgerreise, wenn das Gefühl der Reue stärker in ihm war, als die Begierde: den Besitz des Landes zu erkämpfen, zu welchem er sich, vermöge seiner Geburt, berechtigt glaubte. Lange kämpfte er wegen seiner Reise zum heiligen Vater zwischen Wollen und Nichtwollen, je nachdem Reue oder Stolz mächtiger in ihm war; endlich siegten die Vorstellungen seiner Freunde über ihn, indem sie ihn zu überzeugen suchten, daß die vorgeschlagene Pilgerreise unvermeidlich und für ihn höchst vortheilhaft wäre.

Nur von einem einzigen Knappen begleitet schied Johann von Rudolphen und seinen Freunden, nachdem sie eine italienische Gränzstadt bestimmt hatten, in welcher sie nach Vollendung ihrer Geschäfte, wieder zusammenkommen wollten. Mit der grösten Eil vollendete Johann den Weg nach Avignon; Reue und Hoffnung beflügelten seine Schritte; er wurde aber der erstern nicht entledigt, und die letztere blieb unerfüllt, als er sich voll Vertrauen zu den Füßen des heiligen Vaters warf. Sobald er sich ihm entdeckte, wendete sich der Pabst unwillig von ihm hinweg. „Für den Mörder eines Gesalbten „des Herrn — sprach er — ist keine Vergebung. Der künftige römische König „mag den Verbrecher an seinem Vorweser „richten.“

Vergeblich bemühte sich der Herzog, durch Verwendung Anderer, die Erfüllung seiner Bitte von dem Pabste zu erhalten; unbefreiet von der Schuld, die sein Gewissen beschwerte,

muste

muste er Avignon wieder verlassen, worauf er sich nach der Stadt begab, in welcher er seine Freunde, der getroffenen Uebereinkunft gemäß, wieder finden, oder wenigstens Nachricht von ihnen erhalten sollte. Gequält von den Vorwürfen seines Gewissens, verklagte er hier mehrere Tage, bis die zur Zusammenkunft mit seinen Freunden vestgesetzte Zeit verflossen war. Zornig über Rudolphen und seine Genossen und müde eines Lebens voll Grams und nagender Gewissensbisse, war er öfters im Begriffe nach Deutschland zurückzukehren, um zu hören, ob noch irgend eine Hoffnung zur Erfüllung seiner Wünsche übrig wäre, oder sich, bei der gänzlichen Abwesenheit derselben, den Rächern seines ermordeten Oheims selbst zu überliefern, und dem Ende eines Lebens entgegen zu gehn, das ihm nur zur Qual war.

In solchen Stunden der Verzweiflung hielt sein treuer Knappe ihn zurück, und suchte die Liebe zum Leben, wieder in ihm aufzuregen,

regen, welche Bemühung auch nicht ganz ohne Erfolg war. Liebe zum Leben die selbst den Unglücklichsten unter den Menschen selten ganz verläßt, zeigte auch öfters über den Herzog ihre Macht. Durch sie und durch die Beschwörung seines Knappen wurde er an dem Orte seines Aufenthaltes zurückgehalten, bis ihn nach einigen Wochen ein aus Deutschland kommendes Gerücht beinahe aller Hoffnung beraubte, in seinem Vaterlande jemals die Rechte zu erhalten, die er vermöge seiner Geburt forderte.

Ritter Rudolph war nicht, wie er dem Herzoge versprochen hatte, Deutschland durchreist, sondern, dem längst gefaßten Vorsatze gemäß, nach Burgund zum Grafen Diepold geflohen, von dem er auch ganz so freundlich aufgenommen wurde, wie er es sich von seinem Waffenbruder versprochen hatte; sein Aufenthalt auf dem Schlosse des Grafen von Blamont war aber nicht von langer Dauer,

und endigte sich, ganz unerwartet auf eine traurige Art für ihn.

Das Gerücht von Albrechts Ermordung war schon nach Blamont gekommen, und hatte unter den Vollbringern dieser Unthat Rudolphen von Warth genannt. Sobald daher die Gräfin von Blamont, welche eine weitläuftige Verwandte des ermordeten Kaisers war, den Namen ihres Gastes erfuhr, forderte sie ihren Gemahl dringend auf, ihn Albrechts hinterlassenen Söhnen zu überliefern, und erinnerte ihn, daß dies für ihn, wegen seiner Verwandschaft mit dem erlauchten Ermordeten, doppelte Pflicht wäre. Graf Diepold hatte dieses Begehren von seiner Gemahlinn vermuthet, und ihr deshalb den Namen seines Gastes verborgen, der ihr aber dennoch bald bekannt wurde.

Rudolphs Aeußerungen von Unruhe und Verstörtheit machte bei der Gräfin Neugierde und Verdacht rege, die sie bewogen, nicht nur selbst zu forschen, sondern auch eine

ihrer

ihrer Zofen forschen zu lassen. Dieser gelang es, dem Knappen Rudolphs den Namen seines Herrn abzulocken, und nun that die Gräfin an ihren Gemahl die vorhin erwähnte Bitte. Eingenommen für seinen alten Freund und durch die Art, wie er ihm die an dem Kaiser begangene That vorzustellen wußte, für ihn gewonnen, war Graf Diepold weit entfernt, nach dem Verlangen seiner Gemahlin zu handeln. Er erinnerte sie an die Pflicht, die Gastfreundschaft nicht zu verletzen, suchte auch Rudolphen bei ihr zu rechtfertigen, und begegnete endlich ihren wiederholten Bitten mit dem Ernste seines männlichen Willens.

Sicher würde Rudolph auf dem Schlosse des Grafen Diepold gewesen seyn, wenn dieser nicht eine reizendere Aufforderung als die Bitten einer wenig geliebten Gemahlin zu seiner Auslieferung erhalten hätte. Durch Herolde ließ Herzog Leopold in ganz Deutschland und an den Gränzen der benachbarten

Länder kund machen: daß er dem, welcher ihm Rudolphen von Warth überliefern würde, eine beträchtliche Summe Geldes zum Geschenke reichen wollte. Dieses Anerbieten des Herzogs wurde auch in Burgund bekannt, und die dargebotene Summe war groß genug, den geldliebenden Grafen von Blamont zu einer That zu reizen die er Verbrechen genannt hatte, als er von seiner Gemahlin zuerst dazu aufgefordert wurde.

Der Graf achtete nun nicht mehr auf sein Versprechen gegen Rudolphen, und der Gedanke an den Werth des zu hoffenden Geldes besiegte alle Bedenklichkeiten, wozu Besorgnis für seinen guten Leumund ihn veranlaßte. Ehre befahl den Rittern, auch Verbrechern ihr Wort zu halten, bei dem Grafen von Blamont schwieg sie aber, sobald der Geldgeiz seine mächtigere Stimme erhob. Um jedoch den Schein zu vermeiden, als ob dieser aus ihm handelte, gab er seiner Gemahlin

selbst

selbst Gelegenheit, ihre schon oft verweigerte Bitte noch einmal zu wagen.

Graf Diepold stellte sich, von den Gründen, die seine Gemahlin ihm vorlegte, die Bewilligung ihres Verlangens dadurch zu erhalten, jetzt mehr überzeugt zu werden als zuvor, und die Gräfin, ob sie schon die Ursache der Veränderung ihres Gemahles leicht errathen konnte, gab sich den Schein, nichts von derselben zu ahnden, um keine Scham aufzuregen, die vielleicht ihrer Absicht nachtheilig seyn mögte. Sie wußte, daß ihr Gemahl nicht geldbegierig scheinen wollte, und trug daher nur die Gründe, die sie ihm schon längst für die Auslieferung Rudolphs angegeben hatte, mit verstärkter Beredsamkeit vor, ohne des Erbietens des Herzogs von Oesterreich zu erwähnen, äußerte auch keinen Zweifel, als ihr Gemahl sie versicherte, daß die Stärke ihrer Beredsamkeit und das Gewicht ihrer Vorstellungen endlich über ihn gesiegt hätte.

Der Graf ritt mit Rudolphen auf die Jagd. Mitten im Forste, ließ er den Ritter mit seinen Knappen überfallen und binden; und taub gegen die Vorwürfe seines Gastfreundes, ritt er gleichgültig davon, indeß Rudolph mit seinen Knappen, von den Dienern des Grafen auf den Weg nach Basel gebracht wurden. Hier sollten die letztern ihre Gefangenen den Bevollmächtigten des Herzogs Leopold überliefern, und die versprochene Summe in Empfang nehmen.

Von den Männern, die Herzog Leopold zu Farwangen hinrichten lies, hatte er erfahren, daß Rudolph an der Ermordung seines Vaters die größte Schuld hätte. Ihn traf deshalb Leopolds Zorn vor allen andern Verschworenen und er wurde noch mehr entbrannt, als Rudolph die vollbrachte Unthat zu leugnen versuchte. Die Schmerzen der Folter nöthigten ihm endlich ein Geständnis seiner Schuld ab, die er auf dem Rade büßte.

Glücklicher als Rudolph kamen seine Genossen davon; Herzog Leopold welcher des Rächens endlich müde zu werden schien, ließ den Mitverschwornen nicht länger nachforschen. Unverfolgt lebten sie an den Orten ihrer Zuflucht, nur von den Vorwürfen ihres Gewissens geplagt. Herzog Johann streifte in Welschland umher; auch Ulrich von Palen lebte in fremden Landen, bis seine mächtigen Freunde ihm Vergunst auswirkten, sein Leben auf einem der Schlösser seiner Familie in der Stille beschließen zu können. Der Aufenthalt Walthers von Eschenbach war unerforscht geblieben, selbst seine Freunde erhielten keine Nachricht von ihm, ob sie gleich erwarteten, daß er ihnen Auftrag geben würde, von Albrechts Söhnen Vergebung für ihn zu erflehen.

Seit der Ermordung Albrechts, bis zur Bestrafung Rudolphs von Warth, war bei-

nahe ein Jahr verflossen; leer von merkwürdigen Begebenheiten für unsern Helden oder seine Brüder. Leopold beschäftigte sich beinahe ausschliessend mit der Bestrafung der Meuchelmörder und ihrer Helfer; Friedrich bewarb sich um die Freundschaft der Fürsten des Reichs, um sich, vermittelst derselben, auf den kaiserlichen Thron zu schwingen; Heinrich begleitete seinen ältern Bruder in die Fehde mit den aufrührischen Edeln, und Albrecht und Otto lebten zu Wien, wo ihre Mutter und einige Lehrer, die Kaiser Albrecht noch gewählt hatte, auf ihre Bildung die größte Sorgfalt verwendeten.

Otto, der sich in seinen spätern Jahren den Namen der Kühne erwarb, zeigte schon jetzt als Knabe ganz den Charakter, den man späterhin durch diesen Beinamen bezeichnete. In einem Alter von neun Jahren brachte er beinahe seine ganze Zeit unter den Waffen zu, und der kleine Theil derselben, den er seiner Lieblingsbeschäftigung abbrach, würde ihr eben-

ebenfalls gewidmet worden seyn, wenn er seiner Neigung unbeschränkt hätte folgen dürfen. Nur gezwungen weihte er zuweilen einige Stunden den Wissenschaften, deren ein Fürst nicht minder nöthig bedarf, als der Kunde des Krieges; seine Lehrer konnten aber, bei aller Mühe, die sie sich gaben, ihm nie großen Geschmack an denselben beibringen. Nur mit der Jagd und ritterlichen Spielen wollte er sich immer beschäftigen, und ein Rittersmann, der Lanze, Schwerd und Jagdspies geschickt zu führen verstand, hatte in seinen Augen größern Werth als ein Gelehrter, der alle Kenntnisse der damaligen Zeit in sich vereinigt hätte. Seinem Feuer waren die Studien zu langweilig, und es schien ihm hinreichend, wenn ein Fürst mit Tapferkeit und Erfahrung in den Waffen nur ein natürliches Gefühl von Recht und Unrecht verbände. Fleissig turnirte er mit den jungen Edeln, die seine und seines Bruders Gesellschafter waren, wagte sich öfters an

Jünglinge, an Alter und Kräften ihm weit überlegen, und zürnte mit sich selbst, wenn ihm einer den Sieg abgewann. Seine Lehrer duldeten diese ungleichen Gefechte nicht, öfters hielt aber Otto im geheim einen solchen Zweikampf. Hierdurch stählte er seine Kräfte so außerordentlich, daß sie weit über seine Jahre gingen, und von Allen, die den Gebrauch derselben sahen, bewundert wurden. Noch größere Verwegenheit, als in den Kampfspielen, mit seinen Gespielen, zeigte der junge Prinz auf der Jagd. Der größte Eber, der wüthendste Wolf vermogte ihn nicht zu erschrecken, muthvoll nahte er sich dem Wilde und lief öfters Gefahr, ein Opfer seiner Kühnheit zu werden, wovor ihn jedoch seine Begleiter immer schützten.

Albrecht war ganz das Gegentheil von seinem Bruder. Nur aus Gefälligkeit gegen denselben nahm er zuweilen Theil an der Jagd oder den Kampfspielen, welcher Otto nicht müde wurde. Ihm gewährten die Studien

das Vergnügen, das Otto an kriegerischen Beschäftigungen fand. Wenn sich Otto im Forste umhertrieb, oder im Schloßhofe tummelte, sas Albrecht daheim in seinem Gemach und las die Geschichten der Vorzeit oder wiederholte, was ihm seine Lehrer aus dem Gebiete des gesammten menschlichen Wissens vorgetragen hatten. Seine Wißbegierde verbreitete sich über die ganze Geschichte, vorzüglich suchte er aber die Geschichten solcher Fürsten auf, die mehr im Frieden als durch den Krieg groß worden waren. Männer, die nicht eroberungssüchtig, nur auf die Vergrößerung ihrer Staaten dachten, sondern ihr Volk glücklich, ihr Land blühend zu machen suchten, wollte er sich zu Mustern seiner künftigen Thaten wählen. Im Frieden, sagten ihm seine Lehrer, könne ein Fürst besser für das Wohl seines Landes sorgen; Albrecht fand diesen Grundsatz durch die Geschichte bestätigt, und nahm sich jetzt schon vor, ihm gemäß zu handeln,

wenn er dereinst auf einen Fürstenstuhl erhoben werden würde.

Schon Kaiser Albrecht hatte die Absicht gehabt, unsern Helden dem geistlichen Stand zu widmen; theils weil er der Söhne zu viel hatte, um seine Länder unter sie vertheilen zu können, theils auch wegen des Gebrechens, das der Genuß des vergifteten Apfels dem jungen Prinzen zurückgelassen hatte. Der Kaiser hatte besorgt: die Gebrechlichkeit seines Sohnes mögte es ihm unmöglich machen ein wackerer Kriegsmann zu werden; und dies muste in jener Zeit nothwendig ein Fürst seyn, der nicht sich und sein Land in Verlegenheit und Schande bringen wollte.

Albrechts Brüder und Lehrer bemerkten jetzt, daß die Besorgnis des Kaisers nicht erfüllt werden würde, da der Prinz bei der Führung der Waffen nur wenig gehindert wurde, denn er sas so fest im Sattel, daß ihn selten ein Knabe seines Alters herabzuwerfen vermogte, und bediente sich der Glehne

nicht

nicht minder geschickt als des Schwerdes im Fußkampfe. Dennoch hielten es Albrechts Brüder für räthlich, ihn dem Stande zu widmen, dem ihn schon der väterliche Wille bestimmt hatte. Sie fürchteten ihre Macht, wenigstens für die Zukunft, zu schwächen, wenn sie das Land in allzuviele Theile zerstückelten, dagegen sie von Albrechts Annahme des geistlichen Standes Vergrößerung ihres politischen Gewichtes hofften, weil sie vermutheten, daß der Sohn des Kaisers dereinst einer der mächtigsten geistlichen Fürsten Deutschlands werden würde.

Es war nicht nöthig, Albrechten zur Gemäßhandlung der Absichten seiner Brüder mit ihm zu überreden, denn er war selbst für einen Stand eingenommen, in welchem er sich vollkommen Befriedigung seiner Lieblingsneigung versprach. In der Ruhe des geistlichen Standes erwartete er, sich mehr mit den Wissenschaften beschäftigen zu können, als wenn er an der Regierung seiner krieglieben-

den Brüder Theil nähme, und noch größern Reiz gewann dieser Stand für ihn, als er einst Gelegenheit hatte, in dem Bischoffe Bernhard von Passau eins der würdigsten Mitglieder desselben kennen zu lernen.

Bischoff Bernhard, welcher aus dem Geschlechte der Herren von Prambach aus Oesterreich stammte, kam in sein Vaterland seine Verwandten und Freunde zu besuchen. Sein Bruder, Ritter Wolfgang, unterwies die Prinzen Albrecht und Otto im Gebrauche der Waffen, und suchte jetzt die Anwesenheit des Bischoffs zu benutzen, um durch seine Hülfe in dem ältern seiner Zöglinge einen Wunsch hervorzubringen, der mit den Absichten der Herzoge Leopold uud Friedrich zusammentreffen mögte. Ritter Wolfgang sahe es ungern, daß Albrecht, von dem er sich schmeichelte, daß er ein wackerer Krieger werden würde, der ausschließenden Beschäftigung mit den Waffen entrissen werden sollte, er ehrte aber den Beschluß der ältern Brüder

seines

seines Zöglings, fand ihn der Staatsklugheit und Sorgfalt für das Beste ihres Hauses gemäß, und war daher bereit, das Seinige zur Erfüllung desselben beizutragen.

Wir haben schon erwähnt, daß Albrecht zur Annahme des geistlichen Standes geneigt war, aber noch nicht gesagt, was seine Wahl bis jetzt verzögert hatte. In den Geschichtsbüchern, die er las, war er zuweilen auf Schilderungen des Glückes der Liebe gestoßen, und da sein Herz zu sanften Empfindungen geschaffen, seine Einbildungskraft glühend war, trug er in das Gemählde, welches er fand, noch lebhaftere Farben, und wünschte sich, dereinst des Glückes zu genießen, das er so reizend dargestellt fand. Nur der Gedanke: auf immer darauf Verzicht thun zu müssen; hatte ihn bis jetzt zurückgehalten, einen Stand zu wählen, der ihm übrigens so wünschenswerth schien, da er seiner Begierde: seine Kenntnisse zu vermehren; volle Befriedigung verhies; in der Dauer des Um-

ganges

ganges mit dem Bischoffe von Passau verlor aber jener Abhaltungsgrund von seiner Stärke, und rastlos beschäftigte nun Albrechten die Absicht: ein Mann zu werden wie Bischoff Bernhard war.

Der Bischoff von Passau gewann sich durch das Menschenfreundliche und Liebevolle in seinem Benehmen Albrechts Zutrauen, so wie er sich durch seine weitausgebreiteten Kenntnisse die Achtung desselben erwarb, die dadurch, daß Bernhard mit Gelehrsamkeit auch Tapferkeit und Kriegskunde verband, noch vermehrt wurde. Albrecht schätzte die erstere vorzüglich, war aber der Meinung, daß sie mit den letztern vergesellschaftet seyn müste, wenn ein Fürst den Namen eines würdigen Regenten ganz verdienen wollte.

Allgemeine Achtung wurde dem biedern Bischoffe gezollt, und durch diese erschien er Albrechten noch reizender als durch den Glanz, in welchem ihm der Reichthum seines Stiftes zu erscheinen erlaubte. Albrecht beschloß, durch

durch Fleiß es so weit zu bringen, daß man seinen Verdiensten dereinst mit gleicher Achtung begegnen mögte, und der Gedanke, diesen gehuldigt zu sehen, hatte mehr Anziehendes für ihn, als die Macht eines der ersten geistlichen Fürsten, auf die ihn Ritter Wolfgang zuweilen aufmerksam machte, und ihn erinnerte, daß ihr die seinige, wenn er sich mit seinen Brüdern in Oesterreich theilen wollte, weit nachstehen würde.

Wolfgang hatte die Absicht hierdurch den Ehrgeiz des Prinzen zu reizen; um an ihm einen Gehülfen zur Beförderung des Planes der ältern Herzoge von Oesterreich zu erhalten. Der Ritter wünschte, daß sein geliebter Zögling den geistlichen Stand ganz freiwillig wählen mögte; fern von dem Gefühle: seinen ältern Brüdern dadurch ein Opfer zu bringen; denn seine Besorgniß für Albrechts künftiges Glück fürchtete im entgegengesetzten Falle Zerstöhrung desselben.

Mit Albrechts Beistimmung wurde von seinen ältern Brüdern beschlossen, daß er noch einige Zeit unter der Aufsicht seiner jetzigen Lehrer bleiben, dann aber nach Passau gehen sollte, sich unter der Aufsicht des Bischoffs Bernhard, im Stifte daselbst, den höhern geistlichen Studien zu widmen. Gern hätte Albrecht schon jetzt den Mann begleitet, den er sich zum Vorbilde gewählt hatte, um das Bestreben; ihm nachzueifern; früher beginnen zu können, doch folgte er sonder Einwendung dem Beschlusse seiner Brüder, zumahl da er es für Pflicht hielt, einer geliebten Mutter den Trost und die Aufheiterung, die sie in seiner Gesellschaft fand, ohne dringende Nothwendigkeit nicht zu entziehen.

Frau Elisabeth sahe sich größtentheils getrennt von ihren Kindern, so groß auch die Zahl derselben war. Drei ihrer Töchter befanden sich fern von ihr, bei ihren Gemahlen; nur Agnes, die älteste derselben, lebte bei ihr und vereinigte mit den Klagen ihrer

Mutter

Mutter über den Tod eines geliebten Gemahles die ihrigen. Auch sie beweinte den Verlust ihres zu früh gestorbenen Gatten *). Da sie den Gemahl und Vater zugleich betrauerte und über dies ihr Temperament zur Schwermuth gestimmt war, fand ihre Mutter in ihrer Gesellschaft wenig Aufheiterung, die ihr alleine Albrecht gewährte.

Ihre ältern Söhne waren von der Kaiserin getrennt und der junge Otto war zu wild, als daß seine trauernde Mutter große Freude an ihm hätte haben können. Der Umgang mit Albrechten war ihr daher zum grösten Bedürfnisse worden, und sie vermogte nicht ohne Schmerz an die Zeit zu denken, die sie desselben berauben würde, doch verbarg sie sorgfältig ihre Empfindungen vor Albrechten, um ihm den Weg zu seiner künftigen höhern Bestimmung nicht zu erschweren.

*) Agnes war die Wittwe des Königs Andreas von Ungarn.

Ausschließend mit dem Andenken ihres verschiedenen Gemahles oder mit geistlichen Dingen beschäftigt, entstand in der Kaiserin nach und nach der Gedanke: sich der Welt ganz zu entziehen, sobald ihr Liebling von ihr würde scheiden müssen. Sie theilte ihn ihrer Tochter mit, die sich desselben freuete und viel dazu beitrug, daß er bei Elisabethen früher zum Entschlusse reifte.

Auf dem Platze, wo Kaiser Albrecht unter den Streichen der Meuchelmörder gefallen war, beschloß Frau Elisabeth ein Frauenkloster zu stiften, um neben der Beschäftigung mit geistlichen Dingen Albrechts Andenken lebhafter feiern zu können. Mit Eifer begann sie den Bau, begabte nach Vollendung das Kloster mit reichen Stiftungen und nannte es Königsfelden. Bis zur Zeit der Abreise Albrechts nach Passau war das Werk seiner Mutter vollendet, und sie würde, nebst ihrer Tochter Agnes schon jetzt den Schleier genommen haben, wenn sie nicht

nicht die Absicht gehabt hätte, zuvor alles zu entfernen, was ihre Aufmerksamkeit an das Irdische fesseln könnte. Die Lage ihrer Söhne machte ihre mütterliche Besorgnis rege, weshalb sie sich bemühte, sich darüber zu beruhigen, ehe sie von ihnen schiede.

Die Herzoge von Oesterreich lebten seit einiger Zeit in Fehde mit dem Herzog Otto von Baiern, der einige unzufriedene österreichische Edle, die sich wider ihre Herren aufgelehnt hatten, mit seiner ganzen Macht unterstützte. Der Bischoff von Passau hatte sich bemüht, die streitenden Partheien friedlich auszugleichen, und dieses menschenfreundliche Geschäft war auch schon von so gutem Erfolge gewesen, daß beide Partheien einen Tag festgesetzt hatten, wo sie in Passau zusammenkommen und sich, unter der Vermittelung des Bischoffs Bernhard und anderer Fürsten friedlich vergleichen wollten.

Mit allen ihren Söhnen ging auch Frau Elisabeth nach Passau, theils damit sie den

Erfolg der beschlossenen Zusammenkunft früher erfahren mögte, theils auch um den geliebtesten ihrer Söhne in seiner veränderten Lage zu sehen, und daraus wahrscheinliche Vermuthungen machen zu können, ob er in derselben das Glück finden würde, das er sich davon versprach.

Die Stunden des Aufenthaltes der verwittweten Kaiserin zu Passau waren mit Schmerz und Freude vermischt; Freude machte ihr der gute Fortgang der angefangenen Friedensunterhandlungen und die Bemerkung der Zufriedenheit Albrechts mit seinem Stande; mit dem größten Schmerze gedachte sie hingegen der Trennung von ihren Söhnen, denn ihrem mütterlichen Herzen wurde es schwer, von ihnen sich loszureissen, ob es schon nicht Drang der Nothwendigkeit, sondern ihr freier Wille war.

Frömmigkeit und Gram hatten die Kaiserin zu einem Entschlusse bewogen, dessen

Ausführung sie nun, da sie sich näherte, öfters Kampf mit der Liebe zu ihren Kindern kostete. Zuweilen glaubte sie in der Welt mehr nützen zu können, als in der Abgeschiedenheit von derselben, und ihr Entschluß würde vielleicht gänzlich seyn vernichtet worden, wenn nicht Agnes alle Gewalt, die sie über ihre Mutter besas, benutzt hätte, um ihn zu bevestigen.

Agnes wurde durch die Stimmung ihres Charakters zum Klosterleben hingezogen; sie sehnte sich nach der ungestöhrten Stille desselben, und kannte keinen heißern Wunsch, als sich durch heiligen Wandel eine ewige Glorie zu erwerben. Wenn daher ihre Mutter sie erinnerte, daß es für ihre Brüder und für ganz Oesterreich besser seyn würde, noch länger in der Welt zu leben, um durch Rath und Vorstellungen das Feuer vermindern zu können, von welchem Friedrich und Leopold zuweilen zu allzuraschen und unüberlegten Handlungen hingerissen wurden, antwortete Agnes: daß sie im Kloster die Handlungen

der Herzoge sowohl als außer demselben beobachten und ihnen Rath geben könnten, so bald sie desselben bedürftig wären; schilderte ihr dann auch das Glück der klösterlichen Stille und Heiligkeit mit so lebhaften Farben, daß Sehnsucht nach dem dargestellten Glücke Elisabeths Busen erwärmte.

Vest stand daher der Kaiserin längst genommener Entschluß, ob er schon einige mahl erschüttert wurde. Nur die Beendigung der Friedensunterhandlungen wollte sie noch abwarten, und dann, mit Agnesen, ihre Wohnstätte für immer zu Königsfelden nehmen.

Zur Bevestigung des Friedens und der Freundschaft zwischen Oesterreich und Baiern wurde eine Eheberedung gestiftet und dem jungen Otto, Elisabeth, die Nichte des Herzogs von Baiern, verlobt. Beide Häuser verbanden sich für die Zukunft zu Schutz und Trutz, und Herzog Otto versprach vorzüglich den Herzogen von Oesterreich, nicht nur ihren aufrührischen Unterthanen nicht

mehr

mehr beizustehen, sondern den Herzogen zur Besiegung derselben Hülfe zu geben, so bald sie ihrer benöthigt seyn mögten.

Friedrich machte sich nun mit seinen Brüdern zur Heimkehr bereit, und seine Mutter entschloß sich, ihn mit Agnesen zu begleiten, ob sie schon wünschte noch länger in Passau bleiben zu können. Auch Albrecht konnte an die Trennung von seiner verehrten Mutter nicht ohne Schmerz gedenken, wenn er ihn schon minder heftig angriff, weil er durch die Erinnerung: daß er sich nun dem Ziele seiner Wünsche näherte; gemässigt wurde. Er war stark genug, seiner Mutter vorzustellen, wie unvermeidlich und zu seinem Glücke unumgänglich nöthig ihre Trennung wäre, und dieß sowohl als der tröstliche Zuspruch des Bischoffs Bernhard verminderte Elisabeths Thränen in den Stunden des Scheidens. Auch mogte Bernhards Versicherung: für Albrechts Wohl mit väterlicher Sorgfalt zu

wachen, nicht wenig zur Beruhigung der besorgten Mutter beitragen.

Mit voller Herzlichkeit gab Bernhard der Kaiserin dieses Versprechen, denn Albrecht hatte sich in den ersten Tagen seines Aufenthaltes zu Passau seine Liebe so vollkommen erworben, daß er in sich selbst die größte Aufforderung fühlte, für das Beste dieses Hoffnungsvollen Jünglings mit dem thätigsten Eifer zu handeln.

Getröstet durch das Versprechen des Bischoffs wie durch Albrechts Versicherung seiner vollkommensten Zufriedenheit mit seiner jetzigen Lage, begab sich die Kaiserin zurück nach Wien, wo sie jedoch nicht lange verweilte, sondern mit Agnesen bald nach Königsfelden ging. Die Kaiserin lebte hier in der Stille einer gemeinen Klosterfrau, Agnes wurde hingegen von dem Konvent zur Aebtissin erwählt.

Da wir zu weitläuftig werden würden, wenn wir die Begebenheiten der Brüder Albrechts so umständlich erzählen wollten wie seine eigenen, werden wir, bis zu der Zeit, wo Albrechts Geschichte fruchtbarer wird, die Vorfälle mehrerer Jahre in wenig Seiten zusammen fassen müssen, denn nur die wichtigsten Begebenheiten der Brüder Albrechts sind Gegenstände, die wir in unsern Plan ziehen können.

In den ersten fünf Jahren nach Kaiser Albrechts Tode ereignete sich, außer dem Abscheiden seiner Wittwe, in Oesterreich nichts, wovon wir für unsere Leser Unterhaltung hoffen könnten, wenn wir Ihnen eine weitläuftigere Erzählung davon mittheilen wollten. Daher nur so viel, als uns nöthig dünkt, den Faden der Geschichte nicht zu verlieren, und bei künftigen Begebenheiten nicht in die verflossene Zeit zurückgehen zu müssen, um sie den Lesern verständlich zu machen.

Friedrichs Bewerbungen um den kaiserlichen Thron hatten nicht den gehofften Erfolg gehabt, ob er schon mit klüglichen Unterhandlungen Versprechungen und Geschenke verbunden hatte, um sich unter den deutschen Reichsfürsten eine Partei zu gewinnen. Durch seine Geschenke hatte er sich andere Fürsten abgeneigt gemacht, weil sie besorgten, daß er einst diese Spenden auf Kosten des Reichs würde zu ersetzen suchen. Ueberhaupt besorgten viele Fürsten, vom Ehrgeize Friedrichs und seines Bruders und von der Macht, mit welcher sie ihre ehrgeizigen Absichten würden unterstützen können, Nachtheil für das Reich, und wählten deshalb den Grafen Heinrich von Luxemburg zum Kaiser.

Ueber diese Wahl war Herzog Leopold beinahe noch unzufriedener als Friedrich, wozu jedoch weniger brüderliche Liebe als Eigennutz die Ursache war. Leopolds Herrschbegierde wünschte seinem Bruder den kaiserlichen Thron, damit er selbst, durch die weniger

niger getheilte Herrschaft über Oesterreich, größere macht erhalten mögte, und aus dieser Ursache rieth er ihm auch, nach der Erwählung des Grafen von Luxemburg, statt der entzogenen kaiserlichen Krone die böhmische sich zu erringen.

Friedrich fand die Aussicht, die ihm sein Bruder zeigte, ganz nach seinem Wunsche, hoffte auch, sich auf den böhmischen Thron schwingen zu können, weil viele Edle mit Heinrichen von Kärnthen unzufrieden waren, und Friedrichen in ihrem Vaterlande eine gute Aufnahme versprachen. Es war ihm jedoch nicht möglich, die Ausführung seiner Absichten auf Böhmen nur zu beginnen, denn Anfangs beschäftigten ihn die innerlichen Unruhen und der Krieg mit Baiern, und nach hergestelltem Frieden wurde er vom Kaiser Heinrich genöthigt, ihn auf seinem Römerzuge zu begleiten. Heinrich der Siebente fürchtete den Mann, der sein Nebenbuhler gewesen war, und drang deshalb auf seine

Theil.

Theilnahme am Zuge nach Welschland, um ihn während der Dauer desselben besser beobachten zu können.

Auch Herzog Heinrich ging mit seinem ältern Bruder nach Welschland: wo sich beide durch ihre Tapferkeit auszeichneten, und sich, neben der Bewunderung ihrer Mitstreiter, ja selbst ihrer Feinde, die Achtung des Kaisers erwarben. Wir würden uns in die Geschichte des Kampfes der Gibellinen mit den Guelphen verwickeln müssen, wenn wir die Thaten der beiden fürstlichen Brüder erzählen wollten, und schweigen daher von denselben, da uns auch der Erfolg dieser Geschichte noch Gelegenheit geben wird, Zeugen ihres Heldenmuthes und ihrer Tapferkeit zu seyn.

In der Dauer des Kriegszuges in Welschland verlies den Kaiser alles Mistrauen wider Friedrichen und wirklich war auch Friedrich dieser Veränderung seiner Gesinnungen gegen ihn würdig, denn jeder Gedanke: mit

ihm oder seinem Sohne, welcher an der Stelle Heinrichs von Kärnthen Böhmens Thron bestiegen hatte, einen Kampf um die Krone zu beginnen, war weit von ihm entfernt.

Als Kaiser Heinrich und die Herzoge von Oesterreich sich zu Pisa befanden, bat ein Fremdling in Pilgerkleidern bei dem erstern um Gehör. Gewohnt, Jeden, der etwas bei ihm vorzubringen hatte, vor sich zu lassen, befahl der Kaiser sogleich, den Pilger in sein Gemach zu führen, der Kämmerling, der ihn angemeldet hatte, bat aber seinen Herrn, der nöthigen Vorsicht dabei nicht zu vergessen.

„Dieser Fremdling — sprach er zum Kai„ser — hat ein furchtbares Ansehen; Gram „und Menschenfeindlichkeit mahlen sich in „seinem Gesichte, daher ich Eurer Majestät „wohl rathen wollte, auf Eurer Hut zu „seyn, denn in Welschland, wo das er„lauchte Reichsoberhaupt kaum einem Men-

„schen trauen darf, verdient ein Mann von so „bedenklichem Ansehn wie dieser Fremdling „doppelte Aufmerksamkeit.“

Aus Rücksicht auf den Rath seines Kämmerlings bewilligte der Kaiser das Gesuch des Fremdlings nur zur Hälfte, indem er ihm nicht im geheim, sondern in Gegenwart einiger Räthe das erbetene Gehör ertheilte.

„Ein Unglücklicher — begann der Pilger „bei seinem Eintritte — den gekränkter „Stolz und Betrug böser Menschen zum Ver„brecher machte, naht sich Eurer Majestät, „um Vergebung zu erflehen.“

Wer bist du? — fragte der Kaiser.

„Johann von Oesterreich“ — antwortete der Fremdling.

Der Mörder meines Vorwesers wagt es, sich mir zu nähern — fuhr der Kaiser fort.

„Um von Euch Vergebung oder den Tod „zu erflehen — erwiederte Johann. — Seit „vier Jahren irre ich umher, verfolgt vom

Banne

„Banne, niedergedrückt vom Fluche meines „Gewissens. In diesem Leben voll unnennbarer Qual würde mir der Tod Wohlthat „gewesen seyn, Eure Majestät verdamme „mich dazu, oder mildere durch Vergebung „und Lossprechung von der Strafe die Fol„tern, die mein Inneres zerreissen.

Der Kaiser fühlte sich zum Mitleid bewegt, denn er fand in den Blicken des unglücklichen Johanns, den Ausdruck der Reue und Verzweifelung; dennoch wollte er über ihn kein Urtheil fällen, weil er das Misfallen Friedrichs besorgte, wenn er gegen den Mörder seines Vaters dem Aufrufe seines Mitleides folgen wollte. Er befahl daher, den flehenden Johann für jetzt in Verwahrung zu nehmen, und den Herzog von Oesterreich zu sich zu bescheiden, damit er mit ihm sprechen könnte, ehe er über seinen Vetter richtete.

Friedrich war über den Mörder seines Vaters weniger aufgebracht als Leopold. Er

beurtheilte ihn milder, und rechnete seine begangene Unthat mehr Rudolphen von Warth, als ihm selbst zur Schuld. Der Kaiser bedurfte daher wenig Ueberredung, um ihn zu vermögen, dem mitleidswürdigen Johann zu verzeihen. Friedrich überlies den Urtheilsspruch über ihn gänzlich dem Gutbefinden des Kaisers, und versicherte ihn, daß er nicht die Absicht hätte Rache an dem Unglücklichen zu üben, der durch die Vorwürfe seines Gewissens empfindlich für eine That bestraft würde, zu welcher jugendliche Raschheit und die Ränke böser Rathgeber ihn verleitet hätten.

Vier Jahre voll Qual — sprach Friedrich zum Kaiser — sind nach meinem Bedünken eine harte Strafe; lasset diese für meinen unglücklichen Vetter genug seyn. Wenn Ihr mir aber einen Beweis Eurer Gunst geben wollt, so befehlt ihm, sich der Welt zu entziehen, in einem Kloster seine Unthat zu betrauern und sie, wo möglich, durch einen

from-

frommen Lebenswandel abzubüssen. Es würde mich sehr erschüttern, den Mörder meines Vaters zu sehen, dennoch mögte ich ihn gern meiner Vergebung versichern, die ihm vielleicht zum Troste gereichen wird, darum würdet Ihr, gnädigster Herr, mich sehr verbinden, wann es Euch gefiele, sie ihm in meinem Namen zusichern zu lassen.

Der Kaiser versprach Friedrichs Verlangen zu erfüllen. Aufgefordert vom Mitleid gegen Johann lies er ihn noch einmahl zu sich fordern, wo er ihm sagte, daß ihm auf die Fürbitte seines Vetters Friedrichs die verdiente Todesstrafe erlassen seyn sollte; und ihm befahl, sich in das Augustinerkloster in Pisa zu begeben, um daselbst, durch Reue und Busse, auch von einem höhern Richter Vergebung zu erhalten.

Vielleicht würde Kaiser Heinrich den Mörder seines Vorwesers härter gestraft haben, wenn er geahndet hätte, daß bald auch ein Meuchelmörder seine verwegene Hand wider

ihn ausstrecken würde, welches wenig Monden nachher geschah. Der Beichtiger des Kaisers vergiftete den Kelch, den er ihm im Nachtmahle reichte; zu Buoncovento endigte der Kaiser sein Leben, mitten im Laufe seiner kriegerischen Thaten.

Unverstellt betrauerte Friederich den Tod eines Fürsten, den er geschätzt hatte und mit welchem er in den letzten Tagen vor seinem Abscheiden eine Eheberedung stiftete; doch war er auch nicht ohne Freude, sich vielleicht nun auf den Thron schwingen zu können, nach welchem er, ehe ihn Heinrich bestieg, vergeblich gestrebt hatte. Er eilte zurück nach Deutschland, seine Bewerbungen um die kaiserliche Krone aufs Neue zu beginnen, und freundlicher als jemahls empfing ihn Leopold, als er ihm seinen Entschluß mittheilte.

Beinahe ein Jahr lang blieb der kaiserliche Thron diesmal erledigt, weil die vornehmsten Fürsten des Reichs in Absicht der Wahl lange unentschlossen waren. Glücklicher

licher wie vor vier Jahren war jetzt Friedrich in seinen Unterhandlungen bei den Wahlfürsten, denn der größte Theil derselben hatte versprochen, ihm ihre Stimmen zu geben. Dies geschahe von dem Erzbischoffe zu Cölln, den Herzogen von Baiern und von Sachsen, dem Pfalzgrafen am Rhein und dem Markgrafen von Brandenburg. Friedrich hoffte daher zuversichtlich zum Oberhaupte des Reichs erwählt zu werden; als die Zeit der Wahl herbei kam, denn auf seiner Seite sahe er die größere Hälfte der Wahlfürsten, ob schon einige derselben wider ihn waren.

Diese Parthei bestand aus dem Könige Johann von Böhmen, seinem Grosoheim dem Erzbischof Balduin zu Trier, und dem Erzbischof Peter von Mainz. Der junge König Johann befürchtete Erschütterung seines Thrones, wenn der Fürst, der ihn einst zu erkämpfen gesucht hatte, die kaiserliche Krone erhalten würde. Die beiden Erzbischöffe theilten diese Besorgnis mit ihm, bei-

de wünschten, einen andern Fürsten, als Friedrichen von Oesterreich, zum Oberhaupte des Reichs erwählen zu können; Balduin aus Liebe für seinen Verwandten, Peter aus Rücksicht auf seinen Vortheil.

Der letztere war des Königs Johanns vornehmster Rathgeber; er besaß in Böhmen große Gewalt und bereicherte sein Erzstift mit den Geldern, die er zur Belohnung seiner Dienste oder vom Könige als Spenden erhielt. Er besorgte Versiegung dieser reichen Quelle, wenn Friedrich Kaiser würde, und dann vielleicht den König in Böhmen bekriegte, und verband sich deshalb mit dem letztern und dem Grosoheim desselben, ihre gesamten Kräfte in Bewegung zu setzen, um den Herzog von Oesterreich von dem Throne zurück zu halten, für welchen ihn die größere Zahl der Wahlfürsten bereits bestimmt hatte.

Der Tag, welchen der Erzbischof von Mainz zu den vorläufigen Berathschlagungen

gen in Remsee ausgeschrieben hatte, kam heran, und Peter und Balduin gingen selbst nach Rensee, für die Ausführung ihres Planes thätiger handeln zu können, als es von Bevollmächtigten geschehen mögte. Die übrigen Wahlfürsten beschickten die Versammlung durch Abgesandte, und Herzog Friedrich zweifelte nicht, daß ihre Berathschlagung seinem Wunsche gemäß beendigt werden würden, denn eidlich oder handschriftlich hatten alle Fürsten, die wir vorher nannten, ihm gelobt, keinen Andern als ihn zum Kaiser anzunehmen.

Große Mühe hatte es den Herzog gekostet, den Erzbischof Heinrich zu Cölln für sich zu gewinnen, endlich gelang es ihm durch das Versprechen, die Gräfin Elisabeth von Virneburg, eine Nichte desselben, mit seinem Bruder Heinrich zu vermählen. Der Bevollmächtigte des Erzbischofs zu Cölln war auch der Erste, der zu Rensee Friedrichs Namen nannte, worin ihm die Abgesandten

der übrigen Wahlfürsten von Friedrichs Parthei sogleich beistimmten. Der Erzbischof zu Mainz sprach heftig wider den gemachten Vorschlag, und empfahl den König von Böhmen zum Kaiser; alle gegenwärtige Freunde des Herzogs von Oesterreich verwarfen aber diesen Fürsten wegen seiner Jugend, so wie den nachher in Vorschlag gebrachten Grafen Amadeus von Savoien wegen seiner Ohnmacht.

Die Versammlung zu Rensee war höchst unruhig, denn beide Partheien stritten heftig mit einander, und es schien als ob keine der andern jemahls nachgeben würde. Ohne in ihren Verhandlungen einig worden zu seyn, oder sich nur einander ein wenig genähert zu haben, verließen sie Rensee nach einigen Tagen, nachdem der Erzbischof zu Mainz den Wahltag zu Frankfurt festgesetzt hatte. Sie trennten sich mit gegenseitiger Unzufriedenheit; Friedrichs Parthei voll der Hoffnung, ihre Absicht, ungeachtet der Wi-

derseßlichkeit ihrer Gegner, zu erreichen, weil sie stärker waren wie jene.

Herzog Friedrich erhielt von allem was vorging genaue Nachricht, wodurch seine Hoffnung auf den kaiserlichen Thron verstärkt wurde, weil seine Freunde ihn versicherten, daß ihre Gegner ihnen endlich würden nachgeben müssen, oder Herzog Friedrich wenigstens, sonder große Mühe, durch die Waffen Folgsamkeit gegen den Beschluß der übrigen würde lehren können. Wirklich begannen auch Friedrichs Gegner an dem guten Erfolge ihres Vorhabens zu zweifeln, weil sich kein Fürst fand, der sich von ihnen zum römischen König wollte wählen lassen, endlich aber besiegten ihre Ränke alle Schwierigkeiten, und sie überredeten nicht nur einen Fürsten von Friedrichs Parthei, die kaiserliche Würde selbst anzunehmen, sondern wußten ihm auch die Mehrheit der Stimmen zu verschaffen.

Der Erzbischof zu Trier benutzte die Zeit bis zum festgesetzten Wahltage zu Frankfurt, den Herzog Ludwig von Baiern heimzusuchen, um ihn zu überreden, daß er dem verwaisten Reiche in sich selbst ein neues Oberhaupt geben mögte. Der Herzog schlug anfänglich dem Erzbischofe seine Bitte ab, verhehlte ihm auch nicht, daß er dem Herzoge von Oesterreich sein Wort gegeben hätte, nicht nach der kaiserlichen Krone zu streben, ja selbst dann, wenn sie ihm ungesucht angetragen werden sollte, sie auszuschlagen. Er versicherte, daß er sein Wort nicht brechen würde; bald aber wurde der Wunsch in ihm rege, es nicht gegeben zu haben, weil der Erzbischof, durch Erinnerung an den Glanz der kaiserlichen Hoheit, Sehnsucht nach dem Besitze derselben in ihm zu beleben wußte.

Als ein Menschenkenner suchte der Erzbischof zuvörderst diese Sehnsucht zu verstärken, weil er hoffte, sobald sie den höchsten Grad erreicht haben würde, seine Absicht gewiß

wiß zu erreichen. Zugleich bemühte er sich auch, den Herzog von Oesterreich in Ludwigs Achtung herab zu setzen, und ihn zu überreden, daß Friedrichs Herrschaft dem gemeinsamen Besten des Reichs nachtheilig seyn würde. Er nannte ihn einen Verschwender, der die Schätze des Reichs vergeuden würde, machte ihm auch seine Verwandschaft mit Herzog Heinrichen von Kärnthen, und vorzüglich seine Verschwägerung mit König Roberten von Neapel, den einst Kaiser Heinrich in die Acht erklärt hatte, zum Verbrechen.

Was könnte sich — sprach er — das römische Reich in Welschland von einem Fürsten versprechen, welcher der Schwager seines Erbfeindes ist? und wie übel würde es forthin mit der kaiserlichen Würde stehen, wenn sie Friedrich des Wenigen, was ihr noch an Land und Leuten übrig ist, vollends beraubte, wie es von seiner unbezwinglichen Verschwendung gewiß geschehen würde? Vater-

terlandsliebe fordert mich deshalb auf, Euch Herr Herzog zur Annehmung einer Krone zu beschwören, die Ihr nicht minder zieren würdet als sie Euch. Es ist zwar billig, ein gegebenes Wort nicht zu verletzen. Ihr aber, Herr Herzog, würdet unrecht handeln, wenn Ihr das Eurige erfüllen wolltet, denn — Sorgfalt für das Beste des ganzen römischen Reichs fordert Euch auf, einem Versprechen nicht gemäß zu handeln, das Ihr Euch in der Uebereilung abdringen ließet. Von zweien Uebeln, wisset Ihr wohl, muß man immer das kleinste wählen, und hier bedarf es wohl keiner Ueberlegung, welches dies ist. Besser, Ihr brecht einmahl Euer Wort, als daß Ihr durch Erfüllung desselben das ganze heilige Reich in Schaden bringt; und so Euch Euer Gewissen dennoch Vorwürfe darüber machen sollte, so nehmt von mir, Kraft meines Amtes, Entbindung von Eurem Versprechen an.

Noch ergab sich der Herzog nicht den Ueberredungen des Erzbischofs. Streben nach Größe ließ ihn zwar wünschen, den Antrag desselben annehmen zu können, Erinnerung an die Verbindlichkeit seines Wortes hielt ihn aber davon zurück. So wie sich jedoch die Sehnsucht nach der dargebotenen Krone verstärkte, verminderte sich die Macht jenes Zurückhaltungsmittels, wozu auch Erzbischof Balduin thätig mitwirkte. Er sagte dem Herzog so oft, daß er sonder Beschwerung seines Gewissens nach dem von ihm erhaltenen Rathe handeln könne, bis Ludwig wirklich weniger Beschwerung fühlte. Der Gedanke, daß einer der ersten geistlichen Fürsten in Gewissensfällen doch wohl richtiger urtheilen müße wie er, betäubte nach und nach sein eigenes Gefühl, und wahrscheinlich würde er schon jetzt einen Entschluß, nach Balduins Wunsche, genommen haben, wenn er nicht durch die Erinnerung an Friedrichs Ueberlegenheit verzögert worden wäre.

Die weitläuftigen Besitzungen des Hauses Oesterreich im Elsaß und der heutigen Schweitz gaben ihm eine Macht, mit welcher sich das baierische Haus nicht messen konnte, und Herzog Ludwig durfte dies um so weniger wagen, weil er nicht auf die Unterstützung seiner gesammten Verwandten rechnen konnte, sondern befürchten mußte, daß sein Bruder, Pfalzgraf Rudolph, ein Mann von strengen Grundsätzen, sein, dem Herzog von Oesterreich gegebenes, Wort nicht brechen, die Verbindung mit ihm nicht aufheben würde. Diese Bedenklichkeiten allein verhinderten noch seinen Entschluß, aber auch sie wußte Erzbischof Balduin bald zu heben. Er versicherte den Herzog, neben seiner Hülfe der thätigsten Unterstützung des Königs von Böhmen, und des Erzbischofs zu Mainz und machte ihn dadurch immer mehr geneigt, seinen Vorschlag anzunehmen. Dennoch erklärte er sich nicht eher für denselben, bis er gewiß war, bei der Wahl

die Mehrheit der Stimmen für sich zu haben.

Einem Bevollmächtigten des Erzbischofs zu Mainz war es gelungen, durch Trug und große Versprechungen dem Herzoge diese Mehrheit der Stimmen zu verschaffen. Ritter Martin Bock, der Wahlbothschafter des Markgrafen Waldemar von Brandenburg, wär gewonnen worden, in der von seinem Herrn erhaltenen schriftlichen Vollmacht Friedrichs Namen auszukratzen, und dafür Ludwigs Namen hinzusetzen. Balduin versicherte den Herzog von Baiern, daß Markgraf Waldemar nicht nur mit dem Verfahren seines Botschafters zufrieden seyn, sondern selbst für die Bevestigung seiner Wahl das Schwerd ziehen würde, so bald es nöthig seyn mögte, da er nur aus Gefälligkeit gegen seinen Oheim, den Markgrafen Heinrich von Landsberg, dem Herzog von Oesterreich seine Stimme gegeben habe.

Ueber-

Ueberredet von dem Erzbischofe und geblendet von dem Glanze der kaiserlichen Krone, wurde endlich Ludwig bewogen, sein gegebenes Wort zu brechen. Ehrgeiz und Sucht nach Größe übertäubten die Stimme seines Gewissens, und die leisen Erinnerungen desselben schwiegen nach Balduins ertheilten Ablasse.

Herzog Friedrich ahndete nichts von den ihm so widrigen Ereignissen, denn gleich nach der Ankunft des Erzbischofs von Trier am Hofe Ludwigs, hatte dieser den Herzog von Oesterreich davon benachrichtigt und ihm die Versicherung gegeben, daß er sich durch nichts seinem Versprechen untreu würde machen lassen. Als Ludwig dies versicherte war es wirklich sein Ernst, wir wissen aber, daß sein Entschluß bald vernichtet wurde, wo er dann nicht für gut befand, es dem Herzoge von Oesterreich kund zu machen.

Friedrich rüstete sich indessen zum Zuge vor die Wahlstadt, wohin auch seine Freunde

zu kommen versprochen hatten, und mit Hülfe derselben hoffte er alle Unternehmungen des Königs von Böhmen und der beiden mit ihm verbundenen Erzbischöffe vereiteln zu können; zu seinem Erstaunen erhielt er aber nach der Ankunft zu Sachsenhausen Kundschaft, daß die Erzbischöffe von Mainz und Trier Frankfurts Vorstädte, in welchen sich das Wahlfeld befand, bereits mit vielem Volke besetzt hätten, und nicht nur der König von Böhmen mit einem starken reisigen Zeuge, sondern auch brandenburgische Völker und eine Schaar Baiern unter Ludwigs Befehle, sich an sie schlößen. Die Ueberlegenheit ihrer vereinigten Macht hielt Friedrichen zurück, über den Mayn zu gehen, weshalb er sein Lager zu Sachsenhausen nahm und seine Krieger, sammt den Völkern seiner Freunde längs dem Mayne hinab stellte. In seinem Lager waren der Kuhrfürst Rudolph von Sachsen, Rudolph der Pfalzgraf am Rhein, Ludwigs Bruder, und Heinrich von Kärnthen, un-

ter dem Titel eines Königs von Böhmen, als welcher er von allen Fürsten und Herren, die sich im Lager befanden, anerkannt wurde.

Die Bürger zu Frankfurt verwehrten beiden Partheien den Eingang in das Innere ihrer Stadt, und Friedrich begann die Hoffnung aufzugeben, daß sie ihm ihre Thore freiwillig öffnen würden, schmeichelte sich aber, die Stadt durch Gewalt der Waffen zu nöthigen, ihn auf zu nehmen und als ihren Kaiser anzuerkennen. Nach einigen Tagen wurde er nebst seinen Freunden aufgefordert auf das Wahlfeld zu kommen, Verdruß über Ludwigs Wortbrüchigkeit und die Ueberzeugung, daß man zu Frankfurt nicht Friedrichen wählen würde, hielten die Geladenen ab, zu erscheinen; ohne aber ihres Wegbleibens zu achten, schritten die in Frankfurts Vorstädten versammelten Fürsten zur Wahl, wobei sich der Herzog von Sachsen Lauenburg der Kuhrstimme anmaaßte.

Durch

Durch einen Herold wurde Ludwigs Erwählung im Lager zu Sachsenhausen bekannt gemacht, von den anwesenden Fürsten aber verworfen und für ungültig erklärt, worauf sie selbst zu einer andern Wahl schritten, und dem Erwählten der Gegenparthei Friedrichen von Oesterreich entgegen stellten.

Frankfurt hatte Ludwigen die Thore geöffnet und ihm, als er dem Volke dargestellt wurde, gehuldigt, jetzt verlangte Friedrich, daß sie auch ihn einlassen sollte, erhielt aber eine verweigernde Antwort. Er begann deshalb mit seinen Freunden die Stadt zu belagern, erreichte aber seine Absicht nicht, sondern sahe sich bald genöthigt, die Belagerung aufzuheben, weil ihm der Erzbischof von Mainz die Zufuhre abschnitt. Er eilte nun nach Aachen, wenigstens hier, dem Krönungsorte, seinen Gegnern zuvor zu kommen, langte aber dennoch zu spät an, und mußte sich vor Aachens Mauern lagern, indessen

dessen Ludwig in der Stadt, nebst seiner Gemahlin, die königliche Krone erhielt.

Die Art der Krönung Ludwigs gab neue Veranlassung ihn als einen unrechtmässigen römischen König zu verschreien, weil er nicht wie es die hergebrachte Gewohnheit wollte, vom Erzbischof zu Cölln, sondern von dem zu Mainz gekrönt worden war. Der Erzbischof Heinrich war auf Ludwigs Aufforderung, ihn zu krönen, nicht in Aachen erschienen, krönte aber nach wenig Tagen Friedrichen zu Bonn.

Jeder der beiden Erwählten suchte nun die Wahl und Krönung des andern als unrechtmässig und ungültig darzustellen, keinem gelang es aber, seine Parthei dadurch auf Kosten des Andern zu verstärken. Selbst Ludwigs Bruder der Pfalzgraf Rudolph, war durch nichts zu vermögen, Friedrichs Parthei zu verlassen. Er verabscheuete die Hinterlist und die Wortbrüchigkeit seines Bruders, und lies sich weder durch die Verspre-

chun-

chungen desselben reizen, noch durch seine Drohungen schrecken. Die Häupter beider Partheien rüsteten sich mit ihren Freunden zum Kampfe um den Thron, den sie einander streitig machten, weil ihnen kein anderes Mittel übrig blieb, sich auf demselben fest zu setzen.

Ohne merkwürdige Ereignisse dauerte die angefangene Fehde bis in das Jahr 1316. Deutschland theilte sich unter die beiden streitenden Parteien, von welcher jedoch keine der andern einen wichtigen Vortheil abgewann. Die Siege in den vorfallenden kleinen Gefechten erklärten sich bald für diese, bald für jene Partei, konnten aber für den großen Gegenstand, um welchen beide Fürsten kämpften, nicht entscheiden. Sammt seinem Bruder Leopold bot jetzt Friedrich seine ganze Macht auf, den Krieg zu beendigen, um die Festlichkeiten, die er zu Basel veranstalten lies, ruhig feiern zu können.

Beide fürstliche Brüder hatten sich verlobt, Friedrich mit Elisabethen, der Tochter des Königs Jakob von Arragonien, Leopold mit Katharinen von Savoien. Zu Basel wollten sie ihr Beilager halten, und Friedrich wünschte nicht nur im Glanze eines römischen Königs daselbst zu erscheinen, sondern auch wirklich alle mit dieser Würde verbundene Macht zu besitzen. Auf das thätigste unterstützte ihn Leopold in der Ausführung seiner Absicht, denn zu eifrig wünschte sein Ehrgeiz und seine Herrschbegierde Friedrichs Befestigung auf dem kaiserlichen Throne, um nicht für dieselbe alles zu thun, was er vermogte. In den österreichischen Landen, wo er seit Friedrichs Erwählung zum römischen Könige das Staatsruder führte, versammelte er ein zahlreiches Heer, schlug damit Ludwigen von Eßlingen hinweg, vereinigte sich dann mit seinem Bruder Friedrich und bot ihrem Gegner eine Schlacht an Diese vermied Ludwig, und zog sich mit seinem Heere in die baie-

baierischen Wälder zurück, wohin die Herzoge von Oesterreich ihm nicht folgen konnten, weil sie besorgten, in diesen unwegsamen Gegenden, die sie nicht genug kannten die Vortheile wieder zu verlieren, welche sie in diesem Feldzuge erfochten hatten. Ueberdies konnten sie kaum hoffen, Ludwigen jetzt völlig zu besiegen, denn er befand sich an der Spitze eines zahlreichen Heeres, das seine Freunde ihm zugeführt hatten.

Als die zu ihrer Vermählung bestimmte Zeit heran kam, begaben sich die österreichischen Fürsten mit einem kleinen Gefolge nach Basel; unter dem Befehle ihres Bruders Heinrich und einiger kriegserfahrnen Ritter, ließen sie ihr Heer zurück, den Feind zu beobachten. Heinrich hatte sich in allen Gefechten so tapfer gehalten, daß ihm seine ältern Brüder das Heer mit dem besten Vertrauen übergaben.

Mit Würde feierten Friedrich und Leopold ihre Vermählung, doch nicht mit der Pracht,

die sie würden darauf verwendet haben, wenn sie nicht jetzt Zeit und Geld zu Fortsetzung des Krieges nöthiger bedurft hätten. Friedrich erschien als römischer König, und bediente sich der Reichskleinodien, welcher er sich zum Theil bemächtigt hatte. Er wurde auch von den mehresten der nahe gelegenen Städte für das Oberhaupt des Reiches anerkannt, wenige hingegen erklärten sich für Ludwigen und befehdeten ihre Nachbarn, welche die österreichische Parthei hielten.

Bald nach seiner Heimkehr aus Basel wurde Friedrich vom Pabste Johann dem Zwei und zwanzigsten aufgefordert, nach Italien zu kommen, und dem Heere sich entgegen zu stellen, welches Ludwig dahin gesendet hatte.

Vergeblich hatten bisher Ludwig und Friedrich beim Pabste um die Bestätigung der kaiserlichen Würde angehalten; die Gesandten Ludwigs wies er völlig zurück, die Botschafter Friedrichs hielt er mit leeren Ver-

spre-

sprechungen auf. Jetzt versprach er, ihm das Reich zu bestätigen, und ihm, wenn er nach Italien käme, durch einige bevollmächtigte Kardinäle zu Rom die kaiserliche Krone aufsetzen zu lassen, verhies auch Albrechten das Erzbisthum Mainz, dessen jetziger Besitzer, als ein Anhänger Ludwigs, in dem Banne lebte.

Wenig traute Friedrich den Versprechungen des Pabstes, weil er wuste, daß er ihn nur um seines eigenen Vortheils willen in Italien wünschte, denn die Partei der Gibellinen, welche Ludwigen zu Hülfe gerufen hatte, begann dem Pabste und seinen ergebenen Guelphen so furchtbar zu werden, daß sie zum Kampfe mit derselben fremde Unterstützung suchen mußten. Friedrich sah also ein, daß sein Zug nach Italien vorzüglich nur dem Pabste nützen würde, entschloß sich aber dennoch sein Verlangen nicht abzuschlagen, damit Ludwig in Welschland nicht allzumächtig werden mögte. Er selbst blieb zwar in Deutschland, seinen Bruder Heinrich

sendete er aber mit einem starken reisigen Zeuge nach der Lombardei, sich daselbst festzusetzen, und Ludwigen der Vortheile zu berauben, die er durch seine Krieger und die Gibellinen erhalten hatte.

Rühmlich focht Heinrich in Welschland, bald hielt aber sein Bruder für nöthig, ihn zurückzuberufen, weil mehrere der ihm ergebenen deutschen Fürsten über diesen Zug unzufrieden waren, und er sich zugleich die Gibellinen, durch deren Hülfe allein ihm der Weg nach Rom geöffnet werden konnte, zu Feinden machte. Man erinnerte ihn, daß er den Sieg über Ludwigen in Deutschland erkämpfen könne, daß er aber dann an den Welschen, neue, schwer zu besiegende Feinde erhalten würde, wenn er ihnen jetzt Gelegenheit zur Unzufriedenheit gäbe. Friedrich gab seinen Freunden, die ihn hierauf aufmerksam machten, seinen Beifall, befahl aber seinem Bruder, bei seinem Rückzuge vorsichtig zu handeln und sich eines Vorwandes zu bedienen

nen, unter welchem er dem Unwillen des Pabstes ausweichen könnte.

Heinrichs brüderliche Liebe war groß genug, des Pabstes Zorn für sich selbst zu wagen, um seinen Bruder Friedrich davor zu sichern. Gegen die päbstlichen Abgesandten, die sich in seinem Lager befanden, gab er vor, daß die Völker unter seinem Befehle in seinem Solde ständen, und sich nicht länger in Gehorsam wollten halten lassen, wenn man ihnen nicht zum Pfande für den rückständigen Sold einige veste Städte einräumte. Er hatte voraus vermuthet, daß die päbstlichen Bevollmächtigten nicht in sein Begehren willigen würden, und nun, da er seine Vermuthung bestätigt fand, trat er, mit der Entschuldigung, daß es ihm unmöglich wäre, sich länger in Italien zu halten, seinen Rückweg nach Oesterreich an.

Mit Thätigkeit hatten indessen Friedrich und Leopold die Fehde mit Ludwigen fortgesetzt, ohne noch die Zeit ihrer Endschaft mit

Wahr-

Wahrscheinlichkeit vermuthen zu können, oder einen guten Erfolg mehr als hoffen zu dürfen. Beide streitende Parteien blieben an Macht sich immer gleich, denn obgleich Friedrich mehr eigene Stärke besas, als sein Gegner, so mangelte es ihm doch an Freunden, derer hingegen Ludwig eine große Menge besas. Friedrich wurde auch von seinen Freunden nicht so eifrig unterstützt wie Ludwig; Rudolph von Sachsen nahm ganz keinen Antheil an dem Kriege, und Rudolph der Pfalzgraf war außer Stand gesetzt worden, ihm Beweise seiner thätigen Freundschaft zu geben.

Die Zeit, während welcher sich Friedrich und Leopold zu Basel befanden, hatte Ludwig benutzt, Rudolphen aus seinem Lande zu verjagen. Der Pfalzgraf muste der Uebermacht seines erzürnten Bruders weichen, da viele seiner Lehnsleute von ihm abfielen und dem Sieger huldigten. Bald folgten alle Pfälzer diesem Beispiele der Treulosigkeit; Rudolph muste sich nach Oesterreich

flüchten, Ludwig nahm von seinem Land Besitz, und führte Rudolphs Söhne mit sich nach München, wo sie als Geisseln, zwar nicht in einem Kerker, doch unter genauer Aufsicht lebten. Er verspach, ihnen nach dem Absterben ihres Vaters ihre Erbländer wieder zu geben, wenn sie sich dann eidlich verpflichten würden, ihm, wie es ihre Pflicht wäre, wider seine Gegner beizustehen. Dieses Versprechen erfüllte er auch, als Rudolph zwei Jahr nach seiner Verjagung starb.

Mit Hülfe der österreichischen Fürsten hatte Rudolph seine Länder wieder zu erhalten gehofft, auch zu dieser Absicht einige Versuche gemacht, die aber mislangen. Verdruß hierüber zehrte an seinem Leben; er starb, und nun gab Ludwig seinen Kindern wieder, was er ihm geraubt hatte, Friederichen blieb aber der treue Bundesgenosse, der Rudolph ihm gewesen war, unersetzt, denn die jungen Pfalzgrafen erklärten sich für ihren Oheim

und

und vermehrten die Zahl der Gegner Friedrichs.

Noch einige Jahre wurde der Krieg der streitenden Kronbesitzer fortgesetzt, durch die Ereignisse desselben aber nichts entschieden. Noch immer blieben sich beide Parteien an Kräften gleich, und wenn zuweilen die österreichische das Uebergewicht erhielt, wurde es ihr durch die Hülfsvölker, die Ludwig bald von diesem bald von jenem seiner Bundesgenossen erhielt, in kurzem wieder entrissen. Erschöpfung ihrer Kräfte nöthigte auch zuweilen beide Fürsten, auf einige Zeit auszuruhen, doch waren diese Zeiten der Ruhe nie von langer Dauer, weil immer Einer dem Andern zuvorzukommen suchte.

Obgleich die Geschichte dieses Krieges nicht leer von großen Thaten ist, so glauben wir uns doch nicht dabei verweilen zu dürfen, weil uns dadurch der Raum zur Erzählung der Begebenheiten Albrechts genommen werden würde, bei einem großen Ereigniße in

der

der Dauer dieses Krieges müssen wir uns jedoch etwas länger aufhalten, weil es nicht nur für Albrechts Brüder höchst wichtig war, sondern auch zu einer späterhin erfolgten gänzlichen Veränderung in seiner Lage wahrscheinlich den ersten Grund legte.

Müde eines langdauernden Krieges, der ihre Kräfte aufzehrte, ohne ihnen bisher etwas zu nutzen, beschlossen Ludwig und Friedrich, noch einmahl ihre ganze Macht aufzubieten, und ein entscheidendes Treffen zu wagen. Zwar that keiner dem Andern diesen Entschluß kund, Jeder konnte ihn aber ohne Mühe aus den Unternehmungen des Andern folgern. Mit der größten Thätigkeit rüsteten sich beide Fürsten, waren auch bemüht, sich durch Bundesverwandte zu verstärken, die in ihren Rüstungen nicht mindern Eifer zeigten als sie selbst, denn auch sie wünschten das Ende eines Krieges, der sie wie die Häupter beider Parteien, große Summen und viele wackere Unterthanen gekostet hatte.

Von dem Erzbischoffe zu Salzburg, dem Bischoffe zu Passau und dem Könige von Ungarn mit mächtigen Schaaren von Hülfsvölkern verstärkt, fiel Friedrich an der Spitze eines zahlreichen und muthigen Heeres in Baiern ein, wo eben Ludwig seine Rüstungen geendet hatte. Sein Heer, durch den König von Böhmen, den Erzbischof zu Mainz und andere Fürsten und Grafen vermehrt, war dem Feinde, der sich ihm näherte, an Stärke gleich, vermindert wurde aber die Macht des letztern, weil Herzog Leopold sich von seinem Bruder trennte, die Besitzung des Grafen von Montfort, eines Verbundenen Ludwigs, zu verheeren. Indessen Leopold sein Unternehmen glücklich ausrichtete, rückte Friedrich bis nach Mühldorf vor; hier fand er das Heer seines Gegners, an Stärke dem seinigen überlegen, weshalb er wünschte, seinen Bruder Leopold nicht von sich gelassen zu haben, und ungesäumt Eilboten an ihn sendete, um ihn zur schleunigen Rückkehr und

Ver-

Vereinigung mit dem Häuptheere aufzufordern.

Beide Heere lagerten sich in einer geringen Entfernung, denn jetzt war Ludwig, der zuvor seinem Gegner einigemahl ausgewichen oder entflohen war, völlig entschlossen, das Aeußerste zu wagen. In seinem Busen lebte der Vorsatz zu siegen oder zu sterben: und die Geschichtsbücher melden, daß er vor seiner Abreise von München sein Testament gemacht hatte, weil er fest entschlossen gewesen wäre, unter einem Haufen seiner Feinde den Tod zu suchen, wenn es ihm nicht gelingen sollte, den Sieg zu erhalten. Ludwig bot Friedrichen die Schlacht an, welche aber dieser noch vermied, weil die Erfahrensten der Befehlshaber seines Heeres, und die mehresten seiner Verbundenen ihm riethen, Leopolden an sich zu ziehen, ehe er mit einem überlegenen Feinde eine Schlacht wagen wollte.

Einige Tage handelte Friedrich diesem Rathe gemäß, da aber in dieser Zeit weder der an Leopolden gesendete Eilbote zurückkam, noch eine andere Nachricht vom Herzoge eintraf, dauerte Friedrichs Begierde zu schlagen die Verzögerung zu lange. Auch die mehresten seiner Krieger brannten vor Eifer, vor den Feind geführt zu werden. Nur einige alte Kriegsmänner, welche Friedrichen den zuvor erwähnten Rath gegeben hatten, wünschten die Verzögerung der Schlacht, bis sich Leopold mit ihnen vereinigen würde. Sie wiederholten ihren Rath und beschworen ihren Herrn, ihn nicht unbeachtet zu lassen; Hitze, Vertrauen auf die Tapferkeit seiner Krieger, und ihren guten Willen und die Folge, die er vom längern Zögern vermuthete, verleiteten aber Friedrichen, ihren Ermahnungen entgegen zu handeln.

Aus unserm Säumen — sprach er im Kriegsrathe, den er zusammen berufen hatte, den letzten Entschluß zu fassen — würde der

Feind, den Schrecken oder unsere Waffen so oft in die Flucht schlugen, auf Gegenwart der Furcht schließen, und voll Vertrauen zum Siege, uns angreifen. Der angreifende Theil hat gewöhnlich Vortheile vor dem angegriffenen, und Hoffnung des Sieges vermehrt den Muth. Lasset uns also einem Angriffe vom Feinde, wo uns vielleicht der Sieg schwerer werden mögte, zuvorkommen, und nicht vergessen, daß Muth und Tapferkeit den Mangel einiger Tausende ersetzen könne.

Einige der ersten Befehlshaber gaben sich alle Mühe, Friedrichen von seinem Entschluße zurückzubringen; zu ihrem Verdruße sahen sie aber die Anwendung ihrer ganzen Beredsamkeit vergeblich.

Wen der Muth verlassen hat — sprach Friedrich endlich unwillig — der bleibe zurück, und gehe heim zu seinem Weibe; wer aber des Ruhms eines tapfern Mannes sich würdig zeigen will, der folge mir morgen,

wenn der Tag anbricht und die Schlacht-trommete ertönt, zum Ziele des Heldenruhms, und dann soll ihm mein Helmbusch auf dem Wege zum dichtesten Haufen der Feinde vorangehn. Die Menge unserer Feinde wird nur den Ruhm des Sieges vergrößern.

Freudig hörte der größte Theil der Versammelten Friedrichs Aufruf zur Schlacht, und selbst diejenigen, die zuvor gerathen hatten, sich nicht damit zu übereilen, schworen jetzt zu fechten, wie es Männern geziemt, um den zornigen Friedrich nicht noch mehr wider sich zu entrüsten.

Des andern Morgens begann die Schlacht, Friedrich drang mit einer Kühnheit in den Feind, die für sein Leben fürchten ließ, für den Kampf aber die besten Folgen hatte. Sein Beispiel wirkte auf alle Krieger seines Heeres; einige folgten ihm aus Ehrgeiz nach, doch wurden die mehresten aus Patriotismus und aus Liebe für einen verehrten Fürsten zur größten Tapferkeit entflammt. Der Er-

folg derselben zeigte sich bald; der Feind wurde, trotz seiner Ueberlegenheit, zum Weichen gebracht; vorzüglich litten die Böhmen, die im ersten Treffen standen. Viele derselben erlagen den Streichen ihrer Gegner, und fünf hundert, die das Schicksal ihrer Brüder furchtsam machte, ergaben sich dem eindringenden Feinde zu Gefangenen. Das ganze Heer kam in Verwirrung; ein einziger tapferer und kriegserfahrne Mann stellte aber die Ordnung wieder her und bot seine ganze Kraft auf, dem Feinde die erhaltenen Vortheile zu entreissen.

Den mehresten unserer Leser wird hier der Name Seyfried Schweppermann beifallen. Dieser tapfere und berühmte Ritter war es, welcher Ludwigs Heer der Gefahr entriß, die es bedrohte. Ritter Seyfrieds hohe Kriegserfahrenheit war so allgemein bekannt, daß Ludwig ihm die Einrichtung der Schlachtordnung und die Leitung des ganzen Treffens übertragen hatte. Alle Krieger unter Lud-

wigs Heere huldigten gern Seyfrieds Verdiensten, zwei Könige und mehrere Fürsten schämten sich nicht, unter dem obersten Befehle eines gemeinen Ritters zu fechten, und dies geschah voll des festesten Vertrauens auf seine weisen und zweckmäßigen Anordnungen.

An der Spitze der Baiern eilte Seyfried den weichenden Böhmen zu Hülfe, entfernte durch sein Beispiel die Furcht, die schon den größten Theil des Heeres ergriffen hatte, und bemühte sich vorzüglich, durch eine geschickte Wendung, den Feind zu nöthigen, seinen Stand gegen die Sonne zu nehmen. Seine Absicht gelang ihm, doch fochten die Oesterreicher, ungeachtet ihres beschwerlichen Standes, noch mit gleicher Tapferkeit, und ob sie schon keine weitern Fortschritte machten, vermogten doch auch die Baiern keine Vortheile über sie zu gewinnen. Zwei Stunden vergingen, noch immer blieb die Wage gleich, und der Sieg würde vielleicht nicht so entschei-

scheidend für die Baiern geworden seyn, hätten sie nicht ihre Gegner durch eine Kriegslist getäuscht.

Gleich im Anfange der Schlacht hatte sich der Burggraf Friedrich von Nürnberg mit einer großen Schaar Ritter und reisiger Knechte vom übrigen Heere abgesondert, um damit in der Dauer des Gefechtes etwas Entscheidendes zu vollbringen. Da er durch Kundschafter erforscht hatte, daß Friedrich seinen Bruder Leopold mit frischen Völkern erwartete, hatte er einige österreichische Panniere verfertigen lassen, die er mit den seinigen zu verwechseln gedachte, sobald ihm dies Vortheil gewähren könnte. Auf Abwegen hatte er den Feind umgangen, jetzt zeigte er sich nicht fern von seinem Rücken, und lies die österreichischen Panniere wehen. Freudig gewahrte diese Friedrichs Hintertreffen; die Nachricht, daß Herzog Leopold sich nähere, durchflog bald das ganze Heer, stählte den Muth der Krieger Friedrichs, und

schien ihnen neue Kräfte zu geben. Sie zersprengten die Reihen ihrer Gegner, deren Zurückweichung ihnen immer weiter vorzudringen vergönnte; wie groß war aber ihr Schrecken, als sie sich jetzt von der Schaar, von welcher sie Verstärkung gehofft hatten, im Rücken angegriffen fühlten, in derselben eine feindliche Rotte erkannten, und sich bald auf allen Seiten von einem überlegenen Feinde eingeschlossen sahen.

Außer den Reisigen des Burggrafen von Nürnberg befanden sich unter Ludwigs zahlreichem Heere noch mehrere Rotten, die noch nicht zum Schlagen gekommen waren. Diese warfen sich jetzt auf ihre Gegner, deren Kräfte ein lange anhaltender Kampf schon erschöpft hatte, und nun konnte der Sieg nicht lange mehr unentschieden bleiben. Allgemein wurde die Verwirrung unter dem Oesterreichischen Heere, dennoch gaben Friedrich und sein Bruder Heinrich die Hoffnung noch nicht auf, den Feinden den Sieg, den

sie

sie beinahe schon errungen hatten, wieder zu entreissen. Mit einem Theile seines Heeres wendete sich Friedrich wider den Burggrafen von Nürnberg, indessen Heinrich mit den Baiern und den Böhmen kämpfte; und wahrscheinlich wäre es den fürstlichen Brüdern gelungen, die Schlacht wenigstens mit geringerm Verluste zu endigen, wenn die Hülfsvölker unter ihrem Heere so tapfer gefochten hätten als die Eingebohrnen. Die Ungarn flohen, und die Baiern schienen ihre Flucht absichtlich zu begünstigen, damit König Ludwig des Sieges über seinen Gegner um so gewisser werden mögte. Die passauischen und salzburgischen Völker ergaben sich zu Gefangenen, und nun blieben die Oesterreicher wider die ganze Macht ihrer Gegner allein übrig.

König Ludwig hatte Befehl gegeben des Lebens der beiden österreichischen Fürsten zu schonen, und nur zu suchen, sie zu Gefangenen zu machen, weil er von ihrer Verhaftung

größern Vortheil als von ihrem Tode zu erhalten hoffte. Er sah voraus, daß der tapfere Leopold nicht eher rasten würde, bis er den Tod seiner Brüder empfindlich gerochen hätte, und hoffte dagegen von diesen, wenn er sie in eine Lage bringen könnte, ihre Freiheit erkaufen zu müssen, alles zu erhalten, was er wünschte.

Ludwigs Krieger und Bundesverwandte handelten seiner Absicht gemäß, wozu bei dem Könige von Böhmen noch eine Nebenabsicht kam. Auch er wünschte einen österreichischen Fürsten in seine Gewalt zu bekommen, um sich Znaim und andere Besitzungen in Mähren, die durch Heirath an Oesterreich gekommen waren, zur Auslösung wieder geben zu lassen. Aus dieser Ursache suchte er den Herzog Heinrich mit einer Anzahl muthiger Ritter zu umringen, welches ihm auch ganz nach seinem Wunsche gelang. Ein Lanzenstoß tödtete Heinrichs Pferd; er fiel; einige böhmische Ritter sprangen von ihren

Rossen herab, entrissen ihm seine Waffen, und trugen ihn aus dem Gefechte, indessen eine überlegene Menge ihrer Mitkämpfer die Oesterreicher, welche zunächst bei dem Herzoge gefochten hatten, verhinderte, ihm zu Hülfe zu kommen.

Der Burggraf von Nürnberg war nicht minder glücklich. Ihm war es ebenfalls gelungen seine beschiedene Beute, den Bruder Heinrichs zu umringen, und ihn nach einer muthigen Gegenwehr zu entwaffnen. Gefangen führte er ihn zum König Ludwig, welcher menschlich genug dachte, das traurige Geschick seines Gegners zu beseufzen und ihm eine Thräne zu weihen; vielleicht die schönste, die je sein Auge benetzte.

Mit dumpfem Schmerze trat Friedrich in Ludwigs Zelt, die Thräne im Auge seines Siegers richtete ihn ein wenig auf, denn er hatte gefürchtet, daß er sich seines Glückes überheben würde, und fand nun zu seiner Beruhigung das Gegentheil.

Das Schicksal hat entschieden — sprach Ludwig mit einem theilnehmenden Blicke, und verließ dann hastig das Zelt, weil es ihn allzuheftig erschütterte, den Mann, den er noch vor wenig Stunden gefürchtet hatte, jetzt so ohnmächtig vor sich zu sehen.

Ludwig befahl, seinen gefangenen Gegner, zur Verwahrung auf ein vestes Schloß zu bringen, Heinrichen sendete König Johann nach der Veste Bürglitz, denn er war weit entfernt, seinen erlauchten Gefangenen dem Kaiser zu überlassen, und dadurch sich selbst des Gewinnstes zu berauben, den er von Heinrichs Verhaftung hoffte.

Ohne den Ort seiner Bestimmung zu wissen, wurde Friedrich aus dem baierischen Lager hinweggeführt. Still und traurig setzte er den Weg bis nach dem pfälzischen Schloße Trausnitz fort. Hier, sagten ihm seine Führer, wäre das Ende ihrer Reise, und nun wies ihm der Burgvoigt in einem vesten und hohen Thurme ein wohlverwahr-

tes

tes Zimmer an, wo er, nebst dem einzigen Diener, dem man vergönnt hatte, bei ihm zu bleiben, seinen Aufenthalt nehmen sollte.

Es scheint — sprach Friedrich zu seinem Diener, sobald er sich mit ihm allein sahe — als ob Ludwig die Absicht gehabt hätte, mir durch den Namen dieser Veste eine gute Lehre geben zu wollen. Traue nicht heist sie, nach des Landes Mundart, und wollte Gott daß ich mir diese Worte von jeher zum Wahlspruche gemacht hätte, denn so würde ich vielleicht bei Mühldorf meinen Kräften nicht zu viel getraut haben; o, niemals werde ich dieses Schloß und seinen bedenklichen Namen wieder vergessen!

Mit Achtung und Menschlichkeit begegneten der Burgvoigt und seine Knechte dem Herzoge. Diese milde Behandlung war freilich wenig Ersatz für Friedrichs Verlust, wenig Trost über den Fall von einer Höhe, auf welcher er sich bei dem glücklichen Anfange der Schlacht bei Mühldorf schon geträumt

hätte,

hatte, und eben so wenig würkte auf ihn der tröstliche Zuspruch seines Dieners: in der Gefälligkeit des Burgvoigtes Hoffnung zur Flucht zu finden.

Schweig von der Flucht, die mich entehren würde — sprach Friedrich zu ihm — Durch Zulassung des Schicksals wurde ich Ludwigs Gefangener auf eine rechtmässige Art, und würde ihm deshalb, wenn ich auch nicht bewacht würde, dennoch nicht entfliehen, denn Ehre befiehlt mir, so lange hier zu harren, bis mein wackerer Bruder Leopold, durch den Sieg seiner Waffen oder durch Unterhandlungen mit Ludwigen, die Thür meines Kerkers öffnet.

Was Friedrich von Leopolden erwartete, versuchte dieser, sobald er sich von dem ersten Schrecken erholt hatte. Eine Tagereise war er von Friedrichs Heere entfernt gewesen, als dieser in der unglücklichen Schlacht bei Mühldorf erlag. Vom Ausgange derselben brachten ihm einige Entronnene die traurige

Both-

Bothschaft und riethen ihm, sich eilend zurückzuziehen, damit Ludwig sich nicht auch gegen ihn wenden, und die gesammte Macht des österreichischen Hauses mit einem Mahle zertrümmern möchte.

Leopolds Heer war zu schwach, um sich damit eines Sieges über Ludwigen schmeicheln zu dürfen, kleiner aber noch als sein Heer war Leopolds Muth, in den ersten Stunden nach der erhaltenen unglücklichen Botschaft. Zum ersten Mahle verlies jetzt der Muth diesen heldenmüthigen Krieger; bis in das Innerste erschütterte ihn der Verlust des Glanzes seines Hauses, und beraubte ihn der Besonnenheit und der Gegenwart des Geistes, die ihn sonst nie verlies. Zaudernd und unentschlossen blieb er mit seinem Heere stehen, bis endlich die wiederholten Aufforderungen seiner vornehmsten Befehlshaber ihn bewogen, sich zurückzuziehen. Er ging mit seinen Völkern nach Basel, wo aber

dumpfer Schmerz und Gram ihn noch lange unthätig hielten.

In Basel besuchte den Herzog ein Ritter, von welchem die Geschichte meldet, daß er einer von Ludwigs Günstlingen gewesen wäre, seinen Namen aber nicht aufbehalten hat. Dieser Ritter wuste Leopolden zu überreden, die Reichskleinodien, die er im Besitze hatte, Ludwigen zu übergeben, wogegen er versprach, dem gefangenen Friedrich durch seine Vermittelung die Freiheit zu verschaffen. Gewiß hätte Leopold sich niemahls überreden lassen, das Einzige, was noch seinem Bruder einen Vorzug vor Ludwigen gegeben hatte, dem leztern zu überantworten, wenn nicht Gram ihn einigermaßen seiner Besinnungskraft beraubt hätte.

Der Ritter, welcher viel von seinem Mitleide mit dem verhafteten Friedrich und noch mehr von seinem großen Ansehn bei Ludwigen sprach, überlistete den Herzog, erhielt

die

die Reichskleinodien von ihm, und eilte mit seiner Beute freudig zu Ludwigen, der ihn zwar für den geleisteten Dienst belohnte, aber weit entfernt war, den verhafteten Friedrich für ein so geringes Lösegeld frei zu lassen, was auch der Ritter schon zuvor nicht vermuthet hatte.

Vergeblich harrte Leopold zu Basel der Freilassung seines Bruders, und blieb ohne Nachricht von dem Ritter, der ihn seiner Verwendung für dieselbe versichert hatte. Als er sich endlich überzeugte, daß er getäuscht worden war, entflammte sich sein gerechter Zorn über Ludwigen und seinen Günstling zum Entschluße der Rache an dem erstern. Der größte Theil der Schuld der an ihm begangenen Hinterlist traf freilich den Ritter, und Leopold war gerecht genug dies einzusehen, doch konnte er es Ludwigen nicht verzeihen, daß er einen Betrug gut geheissen hatte, der dem Herzoge so unerlaubt und so unmännlich schien.

Wenn Ludwig — sprach er zu einem seiner Vertrauten — die Bedingung unter welcher ich ihm die Reichskleinodien überlieferte, nicht eingehen wollte, so sollte er sie mir billig zurückgeben, und sich durch einen listigen Raub nicht verunehren.

Leopold versammelte nun ein zahlreiches Heer; in der Absicht: Ludwigen für seine unmännliche That zu züchtigen, und seinen Bruder mit den Waffen in der Hand zu befreien. Zorn über erlittenes Unrecht und Liebe für seine verhafteten Brüder gaben Leopolds erstorbenen Muthe neues Leben, und alle seine Krieger gelobten: für die Befreiung ihrer verehrten Fürsten Blut und Leben zu wagen. Treulich handelten sie ihrem Vorsatze gemäß, und kämpften so tapfer, wie ihr Anführer, ob sie aber schon in einigen Gefechten glücklich waren, blieb es ihnen doch unmöglich den Zweck zu erreichen, den sie sich bei ihrem Kriegszuge gemacht hatten, weil ihnen der Feind, mit welchem sie kämpften,

allzusehr überlegen war. Hatten sie zuweilen eine seiner Schaaren besiegt: so stellte sich ihnen sogleich eine andere entgegen, die ihnen die Vortheile wieder entriß, die sie vorher erfochten hatten.

Einige mahl sahe sich Leopold zum Rückzuge genöthigt, um nicht der Ueberlegenheit zum Opfer zu fallen, und die Fortsetzung des Krieges hätte leicht die traurigsten Folgen für ihn haben können, wenn Ludwig noch so thätig wie zuvor, von seinen Bundesverwandten wäre unterstützt worden. Alle schienen aber eines Krieges müde zu werden, der sie schon so viel gekostet hatte, ohne ihnen einen Vortheil gebracht zu haben.

Selbst der König von Böhmen leistete jetzt Ludwigen keine Hülfe. Durch Heinrichs Gefangennehmung hoffte er erreicht zu haben, was seine Staatskunst bei der Theilnahme am Kriege beabsichtet hatte, und überdies wagte er es nicht, ihn länger fortzusetzen, weil die Böhmen, die im Allgemeinen wenig

mit ihm zufrieden waren, längst schon über diesen Krieg gemurrt hatten, weil er ihr Vaterland seiner tapfersten Streiter und großer Summen seiner Schätze beraubte, die sie dem Könige zu den Kosten desselben bewilligen musten.

Beide streitende Parteien pflegten zuweilen eine kurze Zeit von ihren kriegerischen Unternehmungen auszuruhen um sich zu neuen zu stärken. Einen dieser Zwischenräume brachte einst Leopold in Wien zu, und erstaunte nicht wenig, als sich eines Tages die Thür seines Gemachs öffnete, und sein Bruder Heinrich hereintrat.

Sehe ich wirklich meinen geliebten Bruder — rief er ihm zu — oder hat vielleicht nur sein abgeschiedener Geist die verlassene Hülle wieder angenommen, um sich mir noch einmahl darzustellen, ehe er sich in die Gefilde der Seeligen schwingt?

Nein,

Nein, mein Bruder — umarmte Heinrich Leopolden — Du siehest hier meinen Geist noch eng mit dem Körper verbunden, mich noch unter der Zahl der Lebendigen.

Leopold. Wie ist es Dir aber gelungen aus dem vesten Bürglitz zu entfliehen?

Heinrich. Du verkennst mich, Bruder, wenn Du glaubst, daß ich mich in irgend einer Lage zur Flucht herabwürdigen könnte. Nicht minder stolz als unser Bruder Friedrich würde ich nimmer dem Kerker entfliehen können, in welchen mich des Krieges Schicksal brachte.

Leopold. Wäre es möglich, daß Johann Dich frei gelassen haben sollte?

Heinrich. Wie könntest Du das von einem Manne wähnen, den es so höchlich freut, mich in seine Gewalt bekommen zu haben. Mich dünkt, Du mußt schon dann erstaunen, wenn ich Dir sage, daß Johann, gegen das Versprechen, bei meiner ritterli-

chen Ehre: mich ihm wieder zur Haft zu stellen, wenn Dir der Preis für meine Freiheit zu hoch scheinen sollte; mir vergönnt hat, zu Dir zu kommen und Dir zu sagen, unter welchen Bedingungen er mich meines Kerkers entlassen will.

Leopold. O zögere nicht, denn es bedarf wohl keiner Versicherung, wie sehnlich ich wünsche, wenigstens einem meiner theuren Brüder die geraubte Freiheit wieder verschaffen zu können. Sage an, was verlangt Johann dafür?

Heinrich. Außer dreissig tausend Mark Lösegeld, die Abtretung unserer Besitzungen in Mähren, und die Ausstellung einer Handveste, durch die wir ihn als rechtmäßigen König von Böhmen anerkennen.

Leopold. Eine Forderung, wie sie sich von dem unersättlichen Johann erwarten ließ. Doch ehe wir weiter davon sprechen, erzähle mir, lieber Bruder, wie es Dir erging

ging in dem Jahre, das Du zu Bürglitz vertrauertest.

Heinrich. Für einen Gefangenen erträglich genug. Ich wurde gut behandelt, war am Tage nicht auf ein einziges Gemach des Schlosses eingeschränkt, und fand einen Gesellschafter, der, ungeachtet seiner Jugend viel zu meiner Aufheiterung beitrug. Dies war der kleine Wenzel, Johanns ältester Sohn, den seines Vaters Mistrauen und Eifersucht in dieses unzugängliche Waldschloß gebannt hatte. Nach Johanns Willen sollte ich zwar weder mein wohl verwahrtes Zimmer verlassen, noch den jungen Wenzel sehen; aus Menschlichkeit und Mitleid gegen mich und aus Liebe für den Sohn Johanns handelte aber der Burgvoigt dem erhaltenen Befehle entgegen. Er erlaubte Wenzeln, dessen Aufseher er war, zu mir zu kommen, und mir war es vergönnt, den Knaben in seinen Gemächern heimzusuchen. Durch seine Lebhaftigkeit die mit einer selte-

nen Gutmüthigkeit gepaart ist, heiterte er mich öfters auf, was sich auch der wackere Burgvoigt zum eifrigen Geschäfte machte. Ihre Gesellschaft war mir besonders dann nöthiges Bedürfnis, wenn die Zurückerinnerung an ein bedeutendes Ereignis, das sich bei meinem Eintritte in das Schloß begab, meinen Gram verdoppelte.

Leopold. Und was, mein Bruder, gab Dir außer Deiner Einkerkerung, Veranlassung zum Gram?

Heinrich. Ein Umstand, den du, der keine Vorbedeutung glaubt, vielleicht belächeln wirst. Der Weg zu dem mir bestimmten Gemache führte durch einen großen Saal, wo einst König Ottokar manches Zechgelag gab, wenn er, um sich mit der Jagd zu belustigen, zu Bürglitz lebte. Die Gäste immer an seine Hoheit zu erinnern, hatte er den Saal mit den Wappen aller Länder ausschmücken lassen, die er mit Recht oder Unrecht beherrschte.

te. Auch Oesterreichs Wappen prangte darin und wurde nicht abgenommen, als unser großer Eltervater Ottokarn zur Zurückgabe eines Landes nöthigte, das er widerrechtlich vom Reiche losgerissen hatte. Jetzt bei meinem Eintritte in den Saal fiel Oesterreichs Wappenschild herab; vor meinen Füßen zerbrach es in kleine Stücken, nur die Krone blieb ganz, und sprang einige Schritte weiter, bis zu Wenzeln, den der Burgvoigt in den Saal geführt hatte, mich zu bewillkommen. Schmeichelnd reichte mir der liebe Knabe seine kleine Hand, und der Burgvoigt versicherte mich, in seinem Namen und für sich selbst, daß sie beide alles, was ihnen möglich wäre, aufbieten würden, mir den Aufenthalt zu Bürglitz minder traurig zu machen. Ich hörte kaum diese menschenfreundliche Versicherung; bemerkte kaum die Liebkosungen des lieben Knaben, denn zu heftig hatte es mich erschüttert, daß Oesterreichs Wappenschild zu meinen Füßen zertrümmert

wurde, und die Krone sich vor den Knaben warf, dessen Vater Oesterreichs Fürsten gedemüthigt hatte.

Leopold. Gedemüthigt zwar, doch nicht überwunden; und glorreicher wird unser Sieg über ihn seyn, weil sich ihm die größten Hindernisse entgegen stellen. Was Dich besorgt machte, war sonder Zweifel nur Zufall, der Dich hätte erinnern sollen, daß für Oesterreichs Wappenschild zu Deinen Füßen ein schicklicherer Ort war, als an der Wand eines Schlosses des Königs von Böhmen.

Heinrich. Auf ähnliche Weise deutete dieses Ereignis auch der Burgvoigt zu Bürglitz, der meine Erschütterung wohl bemerkte. Ich bemühte mich das Ereignis als ganz deutungslos zu betrachten, oft aber durchschütterte mich in meiner Einsamkeit der Gedanke: Wenzel wird vielleicht dereinst Oesterreichs Macht zertrümmern, und dessen Krone der seinigen beigesellen.

Leopold.

Leopold. Ein Gedanke der wahrlich eines Enkels Rudolphs von Habspurg unwürdig ist, und welchen ich von meinem heldenmüthigen Bruder Heinrich nicht vermuthet hätte. Fern sey es von uns, die künftige Macht eines Kindes zu fürchten; fern vor dem Vater desselben zu erbeben, oder uns von ihm schimpfliche Bedingungen vorschreiben zu lassen. Du weißt mein Bruder, daß ich Dich brüderlich liebe; Du kennst aber auch meine Eifersucht auf den Ruhm der Abkömmlinge des großen Rudolphs — mein Bestreben: Oesterreichs Ehre nicht zu vermindern, im Gegentheile nach meinen Kräften zu vergrößern. Einst stimmtest Du hierin völlig mit mir überein; sollte die traurige Lage, in welcher Du Dich seit einigen Monden befandest, eine so gänzliche Veränderung in Deiner Denkungsart hervor gebracht haben? Für Vaterlandsliebe glühetest Du sonst, wäre es möglich, daß Eigenliebe sie aus Deinem Busen verdrängt hätte.

Heinrich. Nein, Bruder, in gleichem Grade erwärmt sie ihn noch; kannst Du aber mit mir hadern, daß Sehnsucht nach Freiheit zu Bedingungen mich geneigt machte, die freilich hart sind?

Leopold. Dich deshalb tadeln zu können, müßte ich Dich minder lieben. Glaube mir, Bruder, keine Bedingung würde mir zu hart seyn, um Dir der Menschen größtes Gut wieder zu verschaffen, wenn nicht in mir die Ueberzeugung lebte: daß mir dies bald durch leichtere Mittel gelingen wird. Bei der Gegenwart dieser Ueberzeugung bin ich aber auch von Dir gewiß, daß Du nicht mit mir zürnen wirst, wenn ich Dich bitte, jetzt wieder hinzugehen in Deine Haft, und darin geduldig zu harren, bis ich Dich, nach wenig Wochen, sonder Lösegeld, zurück fordern kann.

Heinrich. Und schmeichelt sich mein Bruder einer solchen Hoffnung, welcher der Erfolg,

folg, den seine Unternehmungen bisher hatten, fürwahr nicht zusagt?

Leopold. Noch konnte ich nicht so viel ausführen, wie es mir nun möglich ist. Karl von Ungarn hat mir versprochen, seine ganze Macht in Thätigkeit zu setzen, um verbunden mit mir, seinen Freunden, meinen Brüdern die Freiheit wieder zu erringen. Auch habe ich Hoffnung, den König von Frankreich, trotz seiner Verwandschaft mit Johann dem Luxenburger, für unsere Parthei zu gewinnen, und dann sollen Ludwig und Johann mit allen ihren Verbündeten vor mir erzittern, und meinen Brüdern die Schmach, die ihnen durch sie widerfuhr, reichlich ersetzen.

Heinrich. In dieser Lage der Dinge von Dir Befreiung aus meiner Haft, unter denen, von Johann bestimmten Bedingungen, zu erlangen, würde Muthlosigkeit und Feigheit

helt verrathen, welcher ich, wie Du wohl weißt, nie fähig war. Voll Vertrauen, daß Deine siegreichen Waffen mich bald lösen werden, stelle ich mich wieder zur Haft nach Bürglitz.

Als die Zeit, welche Johann Herzog Heinrichen bestimmt hatte, verflossen war, machte sich dieser zur Abreise aus Oesterreich bereit, und nie ist wohl ein Mensch so ruhig und so voll guter Hoffnung in den Kerker gegangen wie er. Nur die Besorgnis: die Freiheit, die er nicht ohne den größten Schmerz zu entbehren vermogte, durch kein anderes Mittel wieder erlangen zu können; hatte sie ihn unter den, vom König Johann, vorgeschlagenen Bedingungen wünschen lassen; sobald aber sein Bruder in ihm die Hoffnung belebte, die Erfüllung seines Wunsches ohne die verlangten großen Aufopferungen zu bewirken, war er sogleich bereit, zum Be-

sten

sten seines Hauses die Schmach der Einkerkerung noch eine Zeit lang zu ertragen.

Im geheim und nur von einem einzigen Knappen begleitet, nahm er den Rückweg nach Böhmen, weil er nebst seinem Bruder besorgte, daß viele der österreichischen Edeln, deren Liebe er allgemein besaß, die Ausführung seines Entschlusses mögten zu verhindern suchen, denn ihre Freude ihn wieder zu sehn, war so groß, daß er vermuthete, sie würden alles versuchen, um ihn bei sich zu behalten.

Beim Abschiede von seinem Bruder war Heinrich so ruhig, als ob er zu einem Turnier oder auf die Jagd ausreiten wollte, Leopold hingegen äußerte so lebhafte Trauer, daß sich zu seinen Augen Thränen empor drängten. Heinrich war stark genug, ihn zu trösten.

Ob ich gleich — sprach er — von Dir, mein Bruder ungern scheide: so kehre ich doch

mit

mit Freudigkeit in mein Gefängnis zurück, denn ich zweifle ob ich meinem theuren Vaterlande und dem Besten unsers Hauses, jemahls wieder so viel würde nützen können, als wenn ich ihm jetzt einige Wochen von dem Genuße meines Lebens opfere.

Alle Bewohner des Schlosses Bürglitz erstaunten, als Heinrich wieder zu ihnen kam; nur der Burgvoigt schien sich nicht darüber zu wundern, und dem Herzog fiel die Gleichgültigkeit, mit welcher er ihn empfing, nicht auf. Ein Beweis seiner genauen Bekanntschaft mit dem Burgvoigte, nach welcher er wußte, daß der wackere Mann in gleicher Lage nicht anders würde gehandelt haben.

Sehet in meiner Kälte, gnädiger Herr — sprach der Burgvoigt zu ihm — nicht Fühllosigkeit gegen die Größe Eurer Handlung. Ich weis sie vollkommen zu schätzen, doch vermag ich nicht sie anzustaunen, denn ich vermuthete voraus, daß der Herzog, Euer

Bruder, die Bedingungen meines Herrn nicht annehmen würde, und hielt Euch einer Handlung fähig, die freilich in den Geschichtsbüchern wenige ihres gleichen findet.

Der junge Wenzel schien sich der Rückkehr Heinrichs zu freuen, denn er hatte ihn, in der Dauer des Umganges mit ihm, lieb gewonnen, war aber doch nicht so eigennützig, um nicht zugleich Heinrichen lebhaft zu bemitleiden, daß er genöthigt worden war, in sein Gefängnis zurück zu kehren.

Euer Bruder, Herr Herzog — sagte er zu ihm — muß Euch wenig lieben, denn ich fühle, daß wenn ich ein regierender Fürst wäre, und mein Bruder das Unglück hätte, ein Kriegsgefangener zu werden, ich gern die Hälfte meines Landes hingeben würde, um ihn aus seiner Haft zu befreien.

Ihr wisset noch nicht, mein Prinz — antwortete ihm Heinrich, — daß sich in solchen Fällen den Aufforderungen brüderlicher

Liebe Staatsklugheit und die Pflicht, für das Beste des Landes zu wachen, entgegen stellen.

Der Burgvoigt zu Bürglitz gehörte zu der großen Zahl der Böhmen, die mit ihrem Könige nicht zufrieden waren, ob er schon seine Unzufriedenheit klüglich zu verbergen wußte, und sich dadurch den Posten erworben hatte, auf welchem er stand. Gegen Heinrichen, der sich bald seine Achtung gewonnen hatte, verheimlichte er seine Gesinnungen für den König nicht; der Herzog war aber zu edel und zu stolz, sie zu seinem Vortheile benutzen zu wollen. So oft auch sein Knappe ihn aufforderte, den Burgvoigt noch mehr zu gewinnen, um dann mit seiner Hülfe entfliehen zu können: so wenig konnte er sich bis dahin vergessen, und er benutzte die Freundschaft des Burgvoigts nur zur Erhaltung der Nachrichten von dem Fortgange der Unternehmungen seines Bruders.

Zu

Zu seinem Schmerze erfuhr er, daß zwar der kriegerische Leopold den Krieg mit Ludwigen noch immer muthig fortsetzte, doch ohne von den Königen von Ungarn und von Frankreich Hülfe erhalten zu haben, ohne die er sich keines solchen Ausgangs der Fehde schmeicheln könnte, wie er Heinrichen bei seiner Anwesenheit zu Wien Hoffnung gemacht hatte.

Leopold hatte wirklich seinen Bruder getäuscht, indem er ihm frohe Aussichten in die Zukunft zeigte, deren Verwirklichung er selbst nur noch hoffen durfte. Er stand zwar mit beiden Königen, auf deren Hülfe Heinrich von ihm vertröstet wurde, in geheimen Unterhandlungen, und seine Botschafter hatten ihm berichtet, daß es ihnen gelingen würde, dieselben nach seinem Wunsche zu vollenden, der Ausgang war aber ihrer Erwartung nicht gemäs. Karl von Ungarn war nicht zu überreden, den österreichischen Fürsten von neuem Hülfe zu senden, und Karl

 von

von Frankreich wünschte wohl, der Französischen Krone die kaiserliche beigesellen zu können, hatte aber nicht Muth genug, die Hindernisse, die sich ihm zeigten, bekämpfen zu wollen.

Dies alles wurde Heinrichen durch den Burgvoigt bekannt. Er wurde dadurch zu quälenden Besorgnissen veranlaßt, und sein Schmerz verdoppelte sich, weil er bald nach seiner Rückkehr nach Bürglitz einer Gesellschaft beraubt wurde, die ihm in der Dauer seiner Gefangenschaft viel Aufheiterung gewährt hatte. König Johann besuchte seine Schwester, die Königin von Frankreich, und nahm seinen Sohn mit sich, unter der Aufsicht der Königin erzogen zu werden. Durch die Entfernung desselben aus Böhmen suchte er sich von allen Besorgnissen zu befreien, welche die Liebe der Böhmen für den jungen Prinzen und seine Mutter ihm verursachten. Wenzel weinte bei seiner Entfernung aus Bürglitz, und auch das Auge des Helden

Hein-

Heinrichs wurde feucht, da er sich von seinem kleinen Freunde trennen mußte.

Der Burgvoigt gab sich alle Mühe, den Herzog aufzuheitern, was jedoch nicht nach seinem Wunsche gelang. Er hoffte endlich in seinen menschenfreundlichen Bemühungen glücklicher zu seyn, da er ihm nach einigen Monden, wahrscheinliche Hoffnung machen konnte, seiner Haft bald entledigt zu werden.

Der Burgvoigt hatte erfahren, wie unzufrieden viele Oesterreicher waren, daß Herzog Leopold seinen Bruder in das Gefängniß hatte zurückgehen lassen. Sie verlangten seine Auslösung und waren nur mit Mühe so weit zu beruhigen, daß sie noch einige Zeit geduldig warten wollten, bis es sich erwiese, ob Leopold in den noch immer dauernden Unterhandlungen mit den Königen von Frankreich und von Ungarn glücklicher seyn würde wie bisher. Leopold, dessen Ehrgeiz größer war, als die Liebe für seine Brüder, konnte sich nicht zu den Aufopferungen entschließen,

die König Johann für Heinrichs Freiheit verlangte, bis er endlich genöthigt wurde zu bewilligen, was ihm so viel Ueberwindung kostete. Einige der mächtigsten Edlen drohten, ihm nicht länger Heeresfolge zu leisten, wenn er seinen Bruder nicht auslösen würde.

Znaim — sprachen sie — können wir wieder erobern, den edlen Herzog Heinrich, vermögen wir aber nicht in das Leben zurück zu rufen, wenn zehrender Harm es ihm einmahl geraubt hat.

Die Drohung der Edeln war von zu großem Gewicht, als daß Leopold es hätte wagen sollen, ihr Verlangen zu verweigern. Er ging Johanns Bedingungen ein, wozu ein Anfall von Kräuklichkeit ihn bereitwilliger machte. Verdruß über das Mißlingen seiner Plane und die Beschwerden eines Krieges, mit dem er sich rastlos beschäftigte, hatten seine Gesundheit erschüttert. Er erkannte, daß das Beste des Landes Heinrichs Gegenwart nothwendig erfordere, weil seine

schwan-

schwankende Gesundheit ihn selbst vielleicht verhindern mögte, sich jederzeit des allgemeinen Wohls so thätig anzunehmen, wie er es wünschte.

Zu seinem Bruder Otto, der indessen zum männlichen Alter herangereift war, und mit der baierischen Elisabeth sich vermählt hatte, zeigte Leopold wenig Vertrauen, und Otto war desselben auch wirklich weniger würdig als Heinrich. Seine Tapferkeit wurde durch Verwegenheit minder schätzenswerth, und überdies neigte er sich, durch Gewalt der vielvermögenden Reize seiner Gemahlin hingerissen, zu sehr auf den Vortheil des baierischen Hauses.

Zwei Jahr hatte Heinrich im Gefängniß zu Bürglitz traurig hingebracht, als es ihm endlich durch seinen Bruder geöffnet wurde. Freudig umarmten sich beide Brüder; Aufwallung der Liebe lies Leopolden vergessen, daß Heinrichs Befreiung ihn so viel gekostet hatte, die Freude des Wiedersehens wurde

 nicht

nicht durch Vorwürfe des Ehrgeizes und der Sucht nach Größe gestört, bald nachher aber durch eine Entdeckung Heinrichs vermindert. Er klagte seinem Bruder, daß seine Gesundheit zu Bürglitz viel gelitten hätte, und nun fürchtete Leopold, daß Oesterreich von Heinrichs Loskaufung nicht den Gewinn haben würde, den er davon erwartet hatte.

Unglücklicher als Heinrich zu Bürglitz gelebt hatte, verseufzte Friedrich seine Tage zu Trausnitz. Ludwig schien ihn, durch engere Haft und härtere Begegnung wie zuvor, zur Nachgiebigkeit bewegen zu wollen. Ihn erheiterte kein edeldenkender Burgvoigt, kein holder theilnehmender Knabe; auch muste er der milden Behandlung und des geringen Grades von Freiheit entbehren, die Heinrichs Schicksal erleichtert hatten. Einsam sas er mit seinem Diener in einen vestverwahrten Zimmer; der Kerkermeister und seine Knechte

sprachen nicht mit ihm, und Friedrich war darüber nicht unzufrieden, denn das Harte und Ungestüme in ihren Mienen lies keine angenehme Unterhaltung vermuthen. Sein Beichtiger war der Einzige, dem man vergönnte, ihn zu besuchen, und dieser würdige Mann richtete den unglücklichen Friedrich nicht nur durch geistlichen Trost auf, sondern kundschaftete an Ludwigs Hofe, um Friedrichen zugleich irdischen Trost bringen zu können, dessen er in seiner Lage gewiß bedurfte.

Eine grosze Gefahr, die Euch bedrohte, ist glücklich vorüber gegangen — trat er einst in Friedrichs Kerker — und ich benachrichtige Euch nur deshalb davon, damit Ihr wisset, daß Ihr bei Ludwigen einen mächtigen Vertreter habt. Ludwig voll Verlegenheit, was er mit Euch machen sollte, und wegen des Verfahrens des Pabstes wider ihn voll Furcht, wünschte sich von Euch, seinen auch jetzt noch furchtbaren Gegner, be-

freien zu können, und weil ihm dazu kein anderes Mittel beifiel, verleugnete er die Menschlichkeit so ganz, daß er sich zu Eurer Ermordung entschließen konnte. Freudig über seinen Einfall eilte er, ihn dem Grafen von Henneberg mitzutheilen, ohne dessen Rath, wie Ihr wisset, Ludwig selten etwas unternimmt. Der wackere Graf Berthold erbebte bei Ludwigs Worten, und wuste ihm das Ungerechte und für ihn selbst Entehrende seines Entschlußes so lebhaft darzustellen, daß ihn Ludwig aufgab. Er vertauschte ihn jedoch Anfangs nur gegen den Gedanken, Euch in ewiger Haft schmachten zu lassen, aber auch diesen bekämpfte Graf Berthold glücklich, und machte Ludwigen geneigt, ein Lösegeld für Euch zu nehmen. Dies setzte er freilich so hoch, daß Graf Berthold leicht voraussehen konnte, wie Ihr Euch nimmermehr dazu verstehen würdet. Dennoch war Ludwig nicht zu annehmlicheren Vorschlägen zu bereden, weil er sich von dem Feldzuge

zu welchem er sich eben wider Eure Brüder rüstete, wichtige Vortheile verspricht; ich hoffe aber daß die Tapferkeit der österreichischen Fürsten und ihrer Getreuen seine Hoffnung vereiteln wird, und dann, gnädiger Herr, könnt Ihr Befreiung hoffen, wenn schon nicht ganz auf die Art, wie wir es wünschen. Der Streit mit dem heiligen Vater erfordert Ludwigs Thätigkeit zu ganz, um nicht zum Vergleiche mit Euch die Hände zu bieten, wenn er sieht, daß seine glänzenden Hoffnungen schwinden.

Beinahe ohne Freude hörte Friedrich die Nachricht an, die ihm sein Beichtvater gab, denn jetzt erlaubte er sich den Gedanken noch nicht, seine Freiheit durch Entsagung des kaiserlichen Thrones zu erkaufen, obgleich sein Beichtiger sich alle Mühe gab, ihm denselben erträglich zu machen, indem er ihn an seine Pflichten gegen Oesterreich und an die Wahrscheinlichkeit erinnerte, daß sein längeres Beharren bei seinem Vorsatze die gänzliche

Zerrüttung seiner Erbländer zur Folge haben würde, weil sich die Zahl der Anhänger Ludwigs, ungeachtet der Gegenbemühungen und Verfolgungen des Pabstes immer vermehrte.

Ludwig eröffnete den Feldzug wider die österreichischen Fürsten mit der Belagerung der Veste Burgau, ehe er aber noch den kleinsten Vortheil erfochten hatte, eilten Leopold und Heinrich zum Ersatze herzu, nöthigten ihren Gegner, die Belagerung aufzuheben, und ließen ihn dann durch einen Herold zu einer Schlacht auffordern, deren Ausgang ihre lange dauernde Fehde entscheiden sollte.

Ludwigen schien es gefährlich, in einer einzigen Schlacht den Verlust aller Vortheile zu wagen, die er bisher errungen hatte; auch Herzog Heinrich war nicht ganz mit dem Entschluße seines Bruders zufrieden, ob er sich schon hatte überreden lassen, ihm gemäß zu handeln. Er war sogleich bereit, des Herzogs von Kärnthen und des Grafen Heinrichs von Görtz Vermittelung zum Frieden

und zur Befreiung Friedrichs anzunehmen, die auch Ludwigen erwünscht kam. Leopold hingegen war zu derselben nicht geneigt; seine Heftigkeit wollte entweder alles gewinnen oder alles verlieren, und ein Blick auf den Muth seiner Krieger gab ihm zuversichtliche Hoffnung des erstern. Dennoch wurde er endlich durch Ueberredung mühsam vermogt, nach dem Rathe seines Bruders und der mehresten unter den österreichischen Edeln zu handeln.

Beide streitende Parteien schlossen einen Stillstand, und kamen überein, unter der Vermittelung des Herzogs von Kärnthen und des Grafen von Görtz über Friedrichs Freilassung und die Herstellung und die Bevestigung des Friedens in Unterhandlungen zu treten. Ludwig und die österreichischen Fürsten führten ihre Heere wieder heim und der österreichische Landesmarschall Dietrich Pilichtorfer, ging mit Vollmacht der Herzoge Leopold und Heinrich mit den Friedensver-

mitt-

mittlern nach München, die Unterhandlungen mit den Bevollmächtigten Ludwigs, dem Grafen Berthold von Henneberg, zu beginnen. Daß Ludwig diesen allgemein geschätzten Mann gewählt hatte, machte den Oesterreichern gute Hoffnung, weil sie sich von seiner Gerechtigkeit gemäßigtere Bedingungen versprachen, als von Ludwigs unersättlicher Vergrößerungssucht.

Ungeachtet der Verfolgungen des Pabstes, der ihn mit dem Banne belegt, ihm auch befohlen hatte, die Würde eines römischen Königs, welcher er sich unbefugt anmaßte, niederzulegen, war Ludwig weit entfernt, mit den österreichischen Fürsten unter einer andern Bedingung, als gegen Friedrichs Entsagung des kaiserlichen Thrones Friede zu machen. In der Dauer der Verhaftung Friedrichs hatten die mehresten Reichsstände, die zuvor von seiner Partei waren, sie verlaßen; auch hatte sich unterdessen die Macht des baierischen Hauses verstärkt, weil es Ludwigen,

der

der nun beinahe in ganz Deutschland als Oberhaupt des Reiches anerkannt wurde, gelungen war, die Mark Brandenburg, nach Erlöschung des askanischen Stammes, an sein Haus zu bringen.

Er belehnte damit seinen ältesten Sohn Ludwig, der auch sogleich von der Mark Brandenburg Besitz nahm, bis auf den Theil, den Markgraf Waldemar seiner Gemahlin zum Witthume ausgesetzt hatte, und der bald nachher durch eine zweite Vermählung dieser Fürstin, an das Haus Braunschweig kam. Mit Bewilligung der Reichsfürsten war die Belehnung geschehen, und Ludwig hatte zugleich von vielen die Versicherung erhalten, den jungen Markgrafen im Besitze seines Lehns, zu schützen, wenn er sollte angegriffen werden.

Zu München wurden die Friedensunterhandlungen gehalten; als Vergleichspunkte trug Graf Berthold dem Marschall Dietrich und den beiden vermittelnden Fürsten vor:

Fried

Friedrich sollte nicht nur für sich dem kaiserlichen Throne entsagen, sondern auch in einer Urkunde versprechen, daß nie ein österreichischer Fürst die kaiserliche Würde suchen solle, wenn sich ein baierischer darum bewerben würde. Ferner sollte Friedrich ein enges Bündniß, wider Jedermann und besonders wider den Pabst und seine Helfer mit Ludwigen schliessen, dem Prinzen Stephan, dem zweiten Sohne desselben seine Tochter Elisabeth verloben: und dieser zur Pfandschaft für ihre Aussteuer Burgau und einige andere Plätze geben.

Der österreichische Bevollmächtigte vermuthete mit gutem Grunde, daß Herzog Leopold diese Bedingungen nimmermehr eingehen würde, wenn auch Friedrich aus Sehnsucht nach der lange entbehrten Freiheit, sich dazu entschliessen sollte. Gemeinschaftlich mit den vermittelnden Fürsten suchte er Milderung derselben zu erhalten, war aber in seinen Bemühungen nicht glücklich. Er selbst, ein fried-

friedliebender Mann, wünschte das Ende eines Krieges, der Oesterreich entvölkerte und seine Reichthümer verzehrte, und ihm schien der Friede selbst unter den vorgeschlagenen Bedingungen nicht zu theuer erkauft. Der nämlichen Meinung war auch, außer den vermittelnden Fürsten, Friedrichs Beichtvater, dem der Marschall sich vertrauet hatte, ehe er mit den Friedensvorschlägen nach Trausnitz abging. Der geistliche Herr begleitete ihn dahin, weil er sich Hoffnung machte, eher als der Marschall, seinen Beichtsohn zur Annahme der Vorschläge Ludwigs überreden zu können, und dann durch Friedrichen selbst auch Leopolds Einwilligung zu erhalten.

Ich weiß gar wohl — sprach der Beichtiger — zum Marschall, daß der Ehrgeiz des Herzogs Leopolds wider diesen Vertrag sich empören wird; ich kenne aber auch seine Liebe für seinen trefflichen Bruder, und hoffe, daß diese über den Ehrgeiz siegen wird, wenn

Friedrich ihn beschwört, ihn nicht wieder in seinen Kerker zurückzustoßen.

Viele Mühe kostete es den guten Vater, die erste Hälfte seiner Hoffnung zur Wirklichkeit zu erheben, denn lange sträubte sich Friedrichs Stolz wider einen Vertrag, der ihm für sich selbst und für sein Haus entehrend schien. Endlich siegte Liebe zur Freiheit und seines Beichtigers wiederholte Erinnerung an die Pflicht: dem Streben nach Größe nicht das Glück seiner Erbländer aufzuopfern. Er entschloß sich, Ludwigs Vorschläge anzunehmen, besorgte aber nur, daß seine Brüder und besonders Leopold nicht einwilligen würden, wenn man ihm auch vergönnte, sich des Mittels zu bedienen, das sein Beichtvater für so wirksam hielt.

Friedrich verlangte von Ludwigen einige Monden Zeit, um nach Wien gehen und seine Brüder zur Beistin.mung vermögen zu können. Durch einen Eid machte er sich verbind-

bindlich, nach Trausnitz zurückzukommen, wenn er seine Brüder nicht nach seinem und Ludwigs Wunsche lenken könnte; Ludwig fand es aber bedenklich, den Mann, an welchem ihm so viel gelegen war, ohne andere Bürgschaft als sein Wort aus dem Kerker zu entlassen. Ihm war sein Wort zu wenig heilig, um zu glauben, daß ein Anderer ein Sklave des seinigen seyn könnte, und er wurde noch bedenklicher, da der Herzog von Kärnthen, der in diesem Punkte ziemlich mit ihm übereinstimmend dachte, sich nicht zum Einlager verstehen wollte. Graf Berthold belebte endlich sein Vertrauen zu Friedrichs Treue gegen sein Wort.

Noch nie — sprach er zu ihm — ließ Friedrich unerfüllt, was er versprach und in dem gegenwärtigen wichtigern Falle wird er gewiß nicht minder groß handeln, als sein Bruder Heinrich. Es ist gewiß, daß Herzog Leopold nie zur Annehmung der gemachten Vorschläge wird bewogen werden können,

wenn nicht die Beschwörungen eines geliebten Bruders dies bewirken. Da nun Euch, gnädigster Herr, in der jetzigen Lage der Dinge an der Aussöhnung mit den österreichischen Fürsten so viel liegen muß, so bitte ich Euch, das einzige Mittel, von welchem Ihr sie hoffen könnt, nicht unbenuzt zu lassen. Vergönnt Friedrichen nach Oesterreich zu reisen, und nehmt von einem Eurer treuesten Diener die Versicherung, daß er gewiß sein Wort gewissenhaft erfüllen wird.

Ludwig erlaubte also seinem Gegner, nach Oesterreich zu gehen. Im Monat März des 1325sten Jahres reiste Friedrich ab, mit dem Versprechen: sich auf den nächsten Johannistag wieder in Trausnitz zu stellen, wenn er die Einwilligung seiner Brüder zu dem getroffenen Vergleiche nicht erhalten könnte. Er nahm seinen Weg über Passau, seinen Bruder Albrecht heimzusuchen, der über seine unerwartete Ankunft nicht wenig erstaunte.

Viel-

Vielleicht haben sich einige unserer Leser verwundert, daß wir des Mannes, dessen Name an der Stirne dieses Buches stehet, in einigen Bogen nicht erwähnten; seine Begebenheiten, seit er Passau zu seinem Aufenthalte gewählt hatte, waren aber so wenig merkwürdig, daß wir die Geschichte seiner Brüder nicht mit ihrer Erzählung unterbrechen wollten. Jetzt ist es Zeit nachzuholen, was wir bisher übergingen.

Die Liebe des Bischoffs Bernhard diente Albrechten allerdings zu einer gewichtvollen Empfehlung, doch würde er sich auch bei einem minder hohen Grade derselben die Liebe seiner übrigen Obern, die Freundschaft der Gutgesinnten unter seinen Mitgenossen, und die Achtung Aller, die ihn kannten, bald erworben haben, weil er sich sowohl durch Gelehrsamkeit, als durch seinen liebenswürdigen Charakter auszeichnete. Albrechts Begierde seine Kenntniße immer weiter auszubreiten erhielt in dem Umgange mit dem Bi-

schosse und einigen andern Gelehrten und würdigen Männern volle Befriedigung, so wie sein Charakter dadurch an Vestigkeit und Werth gewann. Er würde glücklich gewesen seyn, wenn der Krieg seiner Brüder, nicht seine Ruhe gestört hätte, die späterhin durch Friedrichs und Heinrichs Verhaftung noch mehr erschüttert wurde.

Den besten Trost wider den Schmerz über die Schicksale seiner geliebten Brüdrr fand Albrecht in der Freundschaft seines Verwandten Alberts von Sachsen *), der sich auch im Stifte zu Passau befand. Das günstige Schicksal hatte hier zwei gleichgeschaffene Seelen zusammen geführt: in den ersten Tagen ihrer Bekanntschaft wurden Albert und Albrecht Freunde, und das Bündniß unter ihnen kettete sich immer vester, weil jeder täglich

*) Albert war der Sohn des Herzogs Alberts des Zweiten und Agnesens, der Tochter Rudolphs von Habsburg.

täglich mehr erkannte, wie viel er in dem Andern besaß. Noch größern Werth erhielt Alberts Freundschaft für Albrechten nach dem Tode des Bischoffs Bernhard, wo nicht mehr nur Theilnahme an dem traurigen Geschick seiner Brüder, sondern eigene widrige Begebenheiten ihm Schmerz machten.

Die Wahl eines neuen Bischoffs war zwiespältig; eine Partei wählte Albrechten, die andere den Domherrn Gebhard von Waldsee; ein Beweis mehr, daß Verdiensten öfters der schuldige Zoll der Achtung nicht allgemein entrichtet wird. Die Geschichtsbücher bezeugen, daß Albrecht über seinen Gegner weit erhaben war, dennoch befanden sich viele im Stifte zu Passau, die den letztern vor jenem auf dem bischöflichen Stuhle wünschten, doch freilich aus Gründen, die ihnen wenig Ehre machten.

Albrecht verlangte von den Kapitularen nicht nur Gelehrsamkeit, sondern auch einen Beispielswerthen Lebenswandel; wie in an-

dern Stiften konnte aber der Lebenswandel vieler Domherren zu Passau wohl zum warnenden, doch nicht zum nachahmungswürdigen Beispiele dienen. Alle, die zu dieser Zahl gehörten, wollten also lieber Gebharden zu ihrem Obern, weil sie wußten, daß dieser weniger streng war als Albrecht. Keine Mühe der Beßergesinnten konnte die Unternehmungen dieser Partei verhindern, Gebhard wurde von ihr erwählt, obgleich die Mehrheit der Stimmen sich für Albrechten erklärte.

Den innern Frieden nicht zu erschüttern, wollte Albrecht der Inful entsagen, er wurde aber von denen, die ihn gewählt hatten, so dringend um das Gegentheil gebeten, daß er sich endlich entschloß, ihre Bitte zu erfüllen. Zu diesem Entschluße trug vielleicht auch die Besorgniß etwas bei, daß der Pabst sein Versprechen: Albrechten auf den erzbischöfflichen Stuhl von Mainz zu erheben; wohl schwerlich erfüllen würde, wenn es ihm auch

nicht

nicht an Macht dazu gebräche. Albrecht bestieg also den bischöfflichen Stuhl, ungeachtet des Widerspruches der Gegenpartei, von welcher er um so weniger zu fürchten hatte, weil sich die Stadt und der größte Theil der Edeln des Landes für ihn erklärte.

Gebhard erkannte, daß er vergeblich versuchen würde, seinen Gegner von der erlangten Höhe herabzudrängen, wenn nicht der Pabst ihm seine Hülfe dazu geben wollte. Er machte sich deshalb nach Avignon auf den Weg, den heiligen Vater um Schutz und Unterstützung zu bitten. Es gelang ihm zwar, sich bei dem Pabste und bei einigen der vielvermögendsten Kardinäle beliebt zu machen, dennoch erreichte er seine Absicht nicht, weil es wider die Staatsklugheit des päbstlichen Hofes war, Oesterreichs Fürsten mit sich unzufrieden zu machen, oder sie zu dem Verdachte zu veranlassen, daß er sie bisher nur um seines eigenen Vortheils willen getäuscht hätte.

Man ahndete zu Avignon ohnehin schon einen solchen Verdacht, der auch wirklich mit der Wahrheit zusammentraf und die päbstliche Staatskunst mußte alles entfernen, wodurch er hätte verstärkt werden können. Der Pabst hielt deshalb Gebharden nur mit Vertröstungen hin, zeigte aber Mangel an der Aufrichtigkeit seiner vorgeblich guten Gesinnungen gegen die österreichischen Fürsten, weil er Albrechten nicht als Bischoff von Passau bestätigte, auch in der erbetenen Verwendung für den verhafteten Friedrich äusserst lau war.

Ungestört blieb zwar Albrecht im Besitze seines Bisthums, doch war er nicht ohne Verdruß, den ihm die Freunde Gebhards von Waldsee im Stifte und außer demselben verursachten. Sie bemühten sich, ihn herabzusetzen, und seine Handlungen in einem falschen Lichte darzustellen, worüber jedoch Albrecht durch den Beifall der Bessergesinnten und seines eigenen Gewißens getröstet wurde.

Da Albrecht den größten Theil seiner zu Passau verlebten Zeit den Studien gewidmet hatte, waren seine Begriffe von Größe, Glück und obliegenden Pflichten mehr berichtigt worden, als es bei manchem Fürsten der Fall ist. Der Verlust des kaiserlichen Thrones für Friedrichen schien auch ihm schmerzlich, doch hielt er dafür, daß Friedrich ihn nicht scheuen müsse, da Sorgfalt für das Beßte seiner Erbländer ihn verlange. Ohne das Glück derselben zu zerstören, konnte sich Friedrich die Hoffnung auf den kaiserlichen Thron nicht länger erhalten, und selbst gänzliche Aufopferung der Kräfte Oesterreichs mußte kalte Späher der Zukunft über den Ausgang des großen Unternehmens zweifelhaft lassen.

Wohl zufrieden war Albrecht daher mit dem Entschluße seines Bruders: im Kampfe für eine unwahrscheinliche Hoffnung, oder aufs höchste für eiteln Glanz die Kräfte seiner Erbländer nicht aufopfern zu lassen; nur

zwei-

zweifelte er, daß Leopold mit ihnen übereinstimmend seyn würde, weil er die Heftigkeit und den Ehrgeiz desselben wohl kannte. Von Leopolds brüderlicher Liebe hoffte er zwar Sieg über diese Leidenschaft, vermuthete aber, daß er nur nach großer Anstrengung erkämpft werden würde, und entschloß sich deshalb, seinen ältern Bruder nach Wien zu begleiten, um die Vorstellungen und Beschwörungen desselben durch die seinigen zu verstärken.

Glücklich langten beide Brüder zu Wien an, wo sie Leopolden und Heinrichen fanden. Leopold erschrack als Friedrich ihm die Bedingungen eröffnete, unter welchen ihm Ludwig seine Freiheit wiedergeben wollte, doch schien er nicht abgeneigt, sie einzugehen, weil seine Brüder ihn erinnerten, wie unumgänglich nöthig dies zu Oesterreichs Besten wäre. Leopold verstellte sich nur, denn absichtlich wollte er mit seinen Einwendungen nicht eher hervortreten, bis er ihnen größeres Gewicht als jezt zu geben vermögte.

Fried-

Friedrichs Lossagung vom kaiserlichen Throne hätte er sich vielleicht gefallen lassen, so empfindlich es auch seinem Stolze war, daß ein österreichischer Fürst einem baierischen weichen sollte; wider die übrigen Vergleichspunkte empörte sich aber sein ganzes Wesen zu sehr, um sie bewilligen zu können. Er hatte sich selbst das Gelübde gethan, Ludwigs Feind zu bleiben, bis er ihn würde gedemüthigt haben, wie konnte er also das von Ludwigen verlangte Bündniß mit ihm eingehen! Unmöglich konnte er sich zur Abtretung der Veste Burgau entschließen und er fürchtete, sich auf ewig einen schimpflichen Nachruf zu machen, wenn er einen Vertrag unterzeichnen würde, der allen österreichischen Fürsten verbot, sich um das Kaiserthum zu bewerben, sobald es einem aus dem baierischen Hause gefiele, es zu wünschen.

Vest entschlossen war Leopold, Ludwigs Vorschläge von sich zu weisen, und er nahm zu dieser Absicht die nöthigen Maßregeln, um

dem

dem Vorwurfe auszuweichen, daß er Friedrichs Kerker aus Eigensinn nicht öffnen wolle.

Indessen Friedrich sich anschickte, einem Artikel seines Vergleiches mit Ludwigen, dessen Erfüllung in seiner Macht allein stand, gemäß zu handeln, und die Abreise seiner Tochter, die in der Gesellschaft ihres jungen Verlobten erzogen werden sollte, vorbereitete, sendete Leopold im geheim einen Abgeordneten nach Avignon, den Papst von dem Vorgegangenen zu benachrichtigen. Sorgfältig verbarg er seine wahren Absichten vor seinen Brüdern, sprach nicht wider Elisabeths Abreise nach München, sondern rühmte vielmehr Friedrichs Eifer, seine Bereitwilligkeit, den geschlossenen Vergleich zu erfüllen, zu zeigen. Er selbst bewies jedoch keine gleiche Bereitwilligkeit, sondern verzögerte die Unterzeichnung des Vergleiches, unter dem Vorwande: zuvor die Erlangung gemässigterer Bedingungen zu versuchen.

Unser

Unser Vetter Heinrich — sagte er — von welchem wir bisher so mancherlei Beweise ächter Freundschaft erhielten, kann uns vielleicht auch jetzt nützlich werden. Ihr wisset, meine Brüder, wie viel der König von Böhmen bei Ludwigen gilt, unbekannt ist es Euch aber vielleicht noch, daß er Heinrichs Freundschaft sucht, und mit der Erbtochter desselben seinen jüngern Sohn zu vermählen wünscht. Diese Vergrößerung der Macht Johanns ist allerdings für uns bedenklich, doch vermögen wir nicht sie zu verhindern, weil Heinrich zu sehr für eine Verbindung eingenommen ist, durch die er seiner Tochter den Besitz ihres Erbes zu sichern gedenkt; laßt uns also aus einem Ereignisse, das wir nicht verhindern können, wenigstens den Vortheil ziehen, den es uns verspricht. Es ist bekannt, daß Johann, nur um sich selbst zu nützen, Ludwigs Bundesgenosse wurde; bekannt, daß er ohne Rücksicht auf Ludwigs Bestes nur für das Seinige sorgt, und da

ihm an der Verbindung seines Sohnes mit Margarethen nicht weniger gelegen ist als Heinrichen, wird er sie gern unter Bedingungen schließen, die Ludwigs Vortheile entgegen sind. Heinrichs Freundschaft wird uns Johanns Verwendung bei Ludwigen auswirken, und von dieser können wir zuversichtlich billige Bedingungen hoffen.

Leopold suchte wirklich Heinrichs Vermittelung, und Heinrich erhielt auch von dem Könige von Böhmen das Versprechen: bei Ludwigen für Friedrichs Bestes zu handeln. Ludwig war durch nichts zu vermögen, die vorgeschlagenen Bedingungen zu mäßigen, was auch Leopolden ziemlich gleichgültig war, da er vorher vermuthete, daß er sie nie so sehr mildern würde, wie er es verlangte. Er erwartete nur die Zurückkunft seines Bevollmächtigten von Avignon, um sich gegen seinen Bruder ohne Zurückhaltung zu erklären. Sie erfolgte nicht lange vor der Zeit, wo über Friedrichs Schicksal entschieden werden mußte,

mußte, und nun erfuhr Leopold, zu seiner größten Freude, daß sein Unternehmen ganz den Erfolg gehabt hatte, den er sich davon wünschte.

Heimlich wie Leopolds Abgeordneter Wien verlassen hatte, war er zurückgekehrt, öffentlich kam aber des andern Tages vom heiligen Vater ein Eilbote an, welcher Friedrichen ein Schreiben brachte. Papst Johann nannte ihn darin einen rechtmäßigen König; meldete, daß ihm das Gerücht den Vergleich kund gemacht hätte, den Friedrich mit Ludwigen schließen wollte, und forderte ihn auf, sich und sein Haus durch einen so erniedrigenden Vortrag nicht zu beschimpfen. Friedrichs Gewissen zu beruhigen, entließ ihn der Papst der Verbindlichkeit seines Versprechens gegen Ludwigen; ermahnte ihn, den Kampf mit seinem stolzen Gegner muthig fortzusetzen, und versprach ihm seine thätigste Verwendung, damit er Ludwigen früher besiegen

gen, früher nach Rom kommen könnte, um die kaiserliche Krone zu erhalten.

Das aufmunternde Schreiben des Papstes machte nicht den kleinsten Eindruck auf Friedrichen, die lebhafteste Freude glänzte aber in Leopolds Auge, nachdem er es von seinem Bruder erhalten und gelesen hatte.

Dies ändert die Lage der Dinge — begann er — und hoffentlich wird nun mein Bruder auch seinen Entschluß ändern.

Nein — erwiderte Friedrich — er bleibt derselbe, weil Papst Johann weder von der Verbindlichkeit meines Wortes mich los zu zählen, noch wider die Uebermacht meines Gegners zu schützen vermag. Listig sucht er die beiden mächtigsten Häuser Deutschlands in ewigen Krieg zu verwickeln, damit er endlich erreichen, was schon längst seine und seiner Vorweser Absicht war; das kaiserliche Ansehn in Welschland gänzlich zertrümmern und die Reichslande an sich reissen möge.

Vergebens bemühte sich Leopold, seinen Bruder zur Folgsamkeit gegen die Ermahnung des Papstes zu vermögen, und eben so vergeblich suchte Friedrich ihn zur Unterzeichnung des mit Ludwigen getroffenen Vergleichs zu bewegen, für welche Absicht auch Heinrich und Albrecht ihre ganze Beredsamkeit wirkungsloß verschwendeten.

Diese Härte Leopolds gegen seinen Bruder hatte eine doppelte Ursache. Theils empörte es seinen Stolz, sich von Ludwigen Bedingungen vorschreiben zu lassen, theils war es auch seiner Herrschbegierde unerträglich, die Regierung Oesterreichs wieder mit Friedrichen theilen, sie ihm vielleicht zum größten Theile überlassen zu müssen. Seit drei Jahren hatte er beinahe ganz ungetheilt geherrscht, denn seinen Bruder Otto, schloß er, unter dem Vorwande der Partheilichkeit für Baiern, von aller Theilnahme an der Regierung aus, und Heinrich erhielt nach seiner Freilassung ebenfalls nur geringen Antheil

theil an derselben. Es war ihm gelungen, die mehresten Edeln Oesterreichs für seinen Plan zu gewinnen; gezogen zu den Berathschlagungen ihrer Fürsten über Friedrichs Vergleich mit Ludwigen, sprachen sie nur von dem Herabwürdigenden desselben und forderten Friedrichen auf: der Ermunterung des Papstes gemäß zu handeln.

Da sich der größte Theil seiner Lehnsleute wider ihn erklärte, war es Friedrichen unmöglich, seinen Bruder zur Beistimmung seines Beschlußes zu nöthigen, nur durch Vorstellungen und Bitten mußte er ihn zu gewinnen suchen; so thätig ihn aber auch Heinrich und Albrecht hierin unterstützten, so wenig vermogten sie wider Leopolds harten Sinn etwas auszurichten.

Mein eigner Bruder — sprach er endlich — verdammt mich also zu dem Kerker, aus welchem mich mein Gegner entlassen will.

Mit nichten — antwortete ihm Leopold — nur unzeitige Gewissenhaftigkeit

könn-

könnte Dich in denselben zurück treiben, noch hoffe ich aber, daß Du von der Grille: der Märtyrer eines unüberlegten Versprechens werden zu wollen; zurück kommen wirst.

Nenne nicht Grille, was von Pflicht geleiteter Entschluß ist — fuhr Friedrich fort — Ich würde meinen Namen brandmarken, und zu einem Schandflecken in der Geschichte machen, wenn ich meinem Worte untreu werden wollte.

An Deinem und Deiner Brüder Gedächtnisse — entgegnete Leopold — würde ein noch größerer Schandfleck haften, wenn wir uns von dem Herzoge von Baiern zur Erfüllung der schimpflichsten Bedingungen nöthigen ließen, da es uns noch nicht an Kraft gebricht, ihm bald selbst andere vorzuschreiben. Ich weis, daß unter den Fürsten des Reichs eine Gährung herrscht, durch des Papstes Bannfluch über Ludwigen hervor gebracht. Erneuerung des Bannes wird sie

vollends zum Ausbruche bringen und allgemeine Unzufriedenheit, Dir dann den kaiserlichen Thron gewiß verschaffen. Durch Deine Rückkehr in den Kerker würdest Du den Eintritt dieses glücklichen Ereignisses verzögern, dennoch aber müßte es gewiß erfolgen; denn wenn Dich ja dreijährige Haft so schwach gemacht haben sollte, Dich durch Muthlosigkeit zu einer entehrenden Handlung verleiten zu lassen, so kann doch ich dem Entschlusse reifer Ueberlegung nicht entgegen handeln. Ich habe geschworen, mein Schwerd nicht eher ruhen zu lassen, bis ich den stolzen Ludwig gedemüthigt und Dich auf den kaiserlichen Thron gehoben habe, und nimmermehr werde ich einem Schwure untreu werden dem Ehrliebe und Sorgfalt für den Ruhm unseres Hauses gemäß zu handeln gebieten. In dem nämlichen Augenblicke, wo Du zur schimpflichen Haft nach Trausnitz zurückkehren willst, werde ich mich aufmachen, unsere Lehnsleute aufzubieten, um

mich

mich zur Fortsetzung des Krieges mit Ludwigen zu rüsten. Beschämt wirst Du dann vor mir stehen, wenn ich einst die Thüre deines Kerkers öffnen lasse, und Dir zurufe: gehe heraus und steige auf den Thron, den dein Vater rühmlicher erwarb!

Unwillig verließ jetzt Leopold seine Brüder, mit der Hoffnung: daß seine Rede Eindruck auf sie gemacht haben würde. Er irrte sich. Unerschüttert blieb Friederichs Entschluß, unverändert die Meinung Heinrichs und Albrechts. Sie trauerten über die Verblendung ihres Bruders, der seinem Ehrgeize Friedrichs und Oesterreichs Glück aufopfern wollte.

Friedrich dachte an sein Gefängnis zu Trausnitz nicht ohne Schmerz, welchen Heinrich und Albrecht mit ihm theilten. Alle beschlossen Leopolden noch einmahl mit ihren Bitten zu bestürmen, und waren unzufrieden mit ihm, da dieser letzte Versuch keinen

 bessern

bessern Erfolg hatte, als die vorhergegangenen. Friedrich begann die vorzüglichste Ursache, die seinen Bruder zu einer so unerwarteten Härte wider ihn vermogte, zu ahnden, und dies mußte allerdings seinen gerechten Unwillen wider Leopolden reizen, denn Friedrich würde nimmermehr seiner Herrschbegierde das Glück seines Bruders zum Opfer gebracht haben.

Es war nun Zeit für Friedrichen, sich zur Rückkehr nach Trausnitz bereit zu machen. Albrecht und Heinrich wollten ihn bis nach Passau begleiten, zuvor aber noch den letzten Versuch auf Leopolds Starrsinn machen. Schon völlig zur Reise gerüstet gingen sie noch einmahl zu ihm.

Du willst also wirklich — redete ihn Friedrich an — einen treuen und liebevollen Bruder der Schmach der Verhaftung, vielleicht dem Tode Preis geben?

Dem Tode — fragte Leopold, — was stellt Dir dieses Schreckbild vor Augen?

Meinem Blicke in die Zukunft — fuhr Friedrich fort — stellt es sich zuerst dar. Wer bürgt mir dafür, daß der entrüstete Ludwig nicht vielleicht jetzt einen Entschluß ausführt, von welchem ihn früher der wackere Graf Berthold nur mit Mühe zurück bringen konnte. Doch der Tod zeigt sich mir auch noch in anderer Gestalt, wie durch Ludwigs Hand. Ich sehe ihn als Folge des Grams, der nun an meinem Leben zehren wird, des Grams bei dem Gedanken an den Mangel der Liebe eines Bruders, den ich so zärtlich liebe, und über die Furcht: meine Freiheit nun dereinst wahrscheinlich noch theuerer erkaufen zu müssen, als Ludwig es jetzt verlangte.

Sei ohne Sorgen Bruder — erwiederte Leopold — und laß Dich nicht unnöthig von Todesfurcht schrecken. Ludwigen wird die

Erinnerung an die Furchtbarkeit meiner Rache abhalten, Dein Mörder zu werden, wenn er auch einer so schwarzen That fähig seyn sollte; Dir wird der Gedanke; daß Dein Bruder bald kommen wird, Dir den Kerker mit Ehren zu öffnen, den Du mit Schimpfe verlassen wolltest; die Gesundheit erhalten, und erschütterte Dich dennoch Todesfurcht, dann Bruder könnte ich es kaum bedauern, daß Du im Kerker lebtest, der das Grab Deines Muthes wurde. Noch nie verließ einen Mann aus dem edeln Habspurgischen Stamme der Muth, solltest Du der erste seyn, der sich seiner edeln Abkunft unwürdig zeigte?

Nein — sprach Friedrich im Tone gekränkten Stolzes — nie werde ich meiner Abkunft mich unwerth zeigen, so wie es bisher noch nicht geschah. Ich habe Muth zu dulden; Muth Dir die Kränkung zu verzeihen, die Deine Begegnung mir jetzt macht. Trifft mich

mich der Tod, so soll dennoch Dich kein Vorwurf treffen, ob er schon gerecht wäre.

Friedrich entfernte sich; begleitet von Heinrichen und Albrechten legte er den Weg nach Passau traurig zurück. Der Johannstag war schon zu nahe, um sich hier lange verweilen zu können, nur wenig Stunden blieben ihm übrig, sich mit seinen Brüdern zu letzen. Nach einem Abschiede bei welchem die Thränen aus den Augen eines Weisen und zweier Helden reichlich flossen, trat Friedrich den sauern Weg nach Trausnitz an. Der treue Knappe, der die Beschwerden der Gefangenschaft schon mit ihm getheilt hatte, ging auch jetzt mit ihm, dem geliebten Herrn noch ferner Beweise seiner Treue zu geben.

Nach seiner Ankunft zu Trausnitz eilte Friedrich, Ludwigen in einem Schreiben davon Nachricht zu geben, und ihn zugleich zu bitten, daß er seine Tochter nach Oesterreich zurück geleiten lassen mögte.

„Gern

„Gern — sagte er in seinem Schreiben — „gern schlöße ich das unter uns verabredete „Bündnis; jetzt aber ist es nicht möglich, „ohe dabei; das Glück unserer Kinder aufzu„opfern. Da Elisabeth noch zu jung ist, „um deutlich einzusehen, warum ihr Vater „in die Gefangenschaft zurück kehren mußte, „würde ihre kindlich zärtliche Liebe Euch der „Ungerechtigkeit gegen mich anklagen und „wie wäre sie dann des Vertrauens der „Liebe zu Eurem Sohne ihrem Verlobten „fähig."

Etwas über zwei Monden hatte Friedrich aufs Neue in Trausnitz zugebracht, und trauriger denn jemahls war jetzt seine Lage, weil er befürchtete: die Freiheit niemahls, oder wenigstens nur unter Bedingungen wieder zu erhalten, die noch härter seyn würden als die jetzt nicht angenommenen. Vergebens hatte sein Beichtvater ihn zu trösten gesucht,

sucht, endlich gelang es ihm einigermaßen durch eine Nachricht, die den gefangenen Friedrich allerdings aufrichten mußte.

Graf Berthold sagte mir — trat er einst in Friedrichs Gefängnis — daß Ludwig zu Euerm Besten etwas im Werke hätte, das nun bald zur Ausführung reifen und Euch nöthigen würde, Euern Gegner zu bewundern. Die nähern Umstände hiervon wollte er mir noch nicht entdecken, und ich selbst vermogte sie bei aller Aufmerksamkeit, nicht zu erforschen, nur so viel kann ich Euch, auf Bertholds Geheis, sagen, daß Euch in wenig Tagen die Freiheit, unter sehr ehrenvollen Bedingungen, wird angeboten werden.

Kaum vermogte Friedrich diese so unerwartete Neuigkeit zu glauben; sein Beichtiger und Graf Berthold waren aber beides Männer, in deren Worte er unmöglich Zweifel setzen konnte, und nach etlichen Tagen zeigte es sich, daß er nicht getäuscht worden war.

Voll

Voll Hoffnung und doch nicht ohne Besorgnis saß er in seinem Kerker, als die Thüre desselben sich öffnete, und Ludwig herein trat.

Durch den Willen des Schicksals und der Tapferkeit der Meinigen — redete er Friedrichen an — gelang es mir, Euch, mein werther Vetter, bei Mühldorf zu besiegen, nun habt Ihr mich durch Euern Edelmuth überwunden. Lasset uns unsers Zwistes vergessen, und hinfort Freunde seyn!

Gern wollte ich dies — erwiederte Friedrich — Ihr wisset aber, daß es nicht in meiner Macht steht.

Wenn Ihr mich gehört habt — fuhr Ludwig fort — so werdet Ihr gewiß erkennen, daß es nur von Euch abhängt, die Bedingungen anzunehmen, die ich Euch vorschlage. Als ich Eure freiwillige Rückkehr in den Kerker vernahm, in welchen Euch mein Kriegsglück brachte, wurde nicht nur Mit-

leid in mir rege, sondern mehr noch die Bewunderung eines Mannes, der so groß zu handeln vermogte. Ich bereuete, bisher sein Feind gewesen zu seyn, und beschloß einen Versuch, mir seine Freundschaft zu erwerben, aus welcher Absicht ich jetzt zu Euch komme. Keinem von uns ist es möglich, dem kaiserlichen Throne zu entsagen, denn wenn er auch wirklich selbst dieses Opfer bringen wollte: so würde es der Widerspruch seiner Verwandten und Bundesgenossen verhindern. Lasset uns also theilen, was jeder von uns, nach den erhaltenen Ansprüchen fordern kann; lasset uns, in brüderlicher Eintracht, gemeinschaftlich über Deutschland und Italien herrschen. Alles sei unter uns gemein; keiner habe Macht, ohne des Andern Einwilligung etwas Wichtiges zu thun. Mit vereinten Kräften wollen wir den Glanz und das Beste des Kaiserthums zu befördern streben.

Friedrich erstaunte über diese Rede Ludwigs, da sie seine kühnste Hoffnung noch weit übertraf. Der Kraft zu sprechen beraubt, haftete sein Auge eine Zeitlang unbeweglich auf Ludwigen, seine Blicke drückten Bewunderung und Zweifel aus; mühsam stammelte er endlich die Worte heraus: wäre es möglich, daß Ihr ernstlich also mit mir spräche?

Möglich nicht nur, sondern gewiß — antwortete Ludwig — Leset hier den Vertrag, den ich meinen Geheimschreiber habe aufsetzen lassen, um Euch von der Lauterkeit meiner Absichten zu überzeugen; und wenn er Euch, wie ich nicht zweifle, gefällt: so lasset uns ihm, durch unserer Namen Unterschrift, volle Gültigkeit geben.

Friedrich erstaunte noch mehr, da er nun den Entwurf zu einem Vergleiche las, welcher ihm Vortheile versprach, die er nun schon seit langer Zeit nicht mehr zu erlangen gehoft hatte.

Beide

Beide Fürsten sollten in der Dauer ihrer gemeinschaftlichen Regierung den Titel eines römischen Königs führen, mit der Vorsetzung des Namens täglich wechseln, jeder sich eines Siegels bedienen, in welchem der Name seines Mitregenten dem seinigen vorstände. Die größern Lehen wollten sie gemeinschaftlich ertheilen, bei den kleinen die zuerst geschehenen Belehnungen gelten lassen, und hinfort sollte Jeder bestätigen, was von dem Andern geschehen würde. Wenn der Eine von ihnen einen Kriegszug nach Welschland unternehmen würde, sollte ihm der Andere seine Vollmacht geben, und indessen dem Reiche in Deutschland vorstehen. Zuletzt versprachen sie, einander nie zu verlassen, und sich gegen jeden Feind, er mögte geistlich oder weltlich seyn, die thätigste Hülfe zu leisten.

Diese vorgeschlagene Bedingungen waren für Friedrichen zu einladend, um sie nicht ohne Zögern anzunehmen. Beide Fürsten

unterzeichneten die Urkunde, wählten aber nur ihre beiden Beichtväter zu Zeugen des getroffenen Vertrags, weil sie die Punkte desselben geheim halten wollten.

Ein fröhliches Mahl endigte diesen schönen Tag; des andern Morgens ging Friedrich mit Ludwigen nach München, und bewundernd wurden beide Könige in allen Orten, durch die der Weg sie führte, angestaunt. Sie beriefen nun die Fürsten zu einem Reichstage, um sie mit dem geschlossenen Vergleiche bekannt zu machen, und ihre Einwilligung zur Vollziehung desselben zu erhalten.

Ludwig versicherte, hingerissen von Bewunderung, nur aus Vertrauen zu Friedrichen und aus Sorgfalt für das allgemeine Wohl gehandelt zu haben; sein Verfahren war aber blos die Folge der Verlegenheit, in der er sich befand. Die großen Rüstungen Leopolds, von welchen er bald Nachricht erhielt, machten ihn um so mehr besorgt, weil

er jetzt aller seiner Kräfte nöthig bedurfte, seinem Sohne, dem Markgrafen von Brandenburg, wider die Uebermacht vereinigter Feinde zu Hülfe zu kommen.

Der Markgraf war von dem König von Polen, Wladislaw Loktieck, angegriffen worden; und kaum mächtig genug, ihm allein zu widerstehen, drohte ihm die größte Gefahr, da auch der Heermeister des deutschen Ordens sich wider ihn rüstete. Der Markgraf und sein Vater, hatten dies um so weniger besorgt, weil der deutsche Orden in einer Fehde mit den heidnischen Litthauern begriffen war, und wahrscheinlich wäre auch kein Angriff zu befürchten gewesen, hätte nicht der Pabst, dessen rastloses Bestreben es war, Ludwigs Macht zu vermindern, den Großmeister der Kreuzherren vermogt, sich wider den Markgrafen von Brandenburg zu bewaffnen. Nimmermehr würde der Großmeister mit den Litthauern Friede gemacht, und einen christlichen Fürsten bekriegt haben, hätte er nicht

den Zorn des Pabstes befürchtet, wenn er dem Befehle desselben entgegen handeln wollte.

Der getroffene Vergleich brachte weder Friedrichen die Vortheile, die er sich davon versprach, noch hatte er für Deutschlands Wohl den Erfolg, den beide Fürsten davon erwartet hatten. Die Fürsten des Reiches wollten einem Vertrage nicht beitreten, von dem sie sagten: daß er der Grundverfassung des deutschen Reiches zuwider wäre, und als endlich viele derselben zur Veränderung ihres ersten Entschlußes waren bewogen worden, wußte der Pabst die Absicht der beiden Könige und den Wunsch der Patrioten, die Deutschlands Ruhe wünschten, zu vereiteln, denn sie waren gänzlich wider seine Absichten, die den gänzlichen Sturz des kaiserlichen Ansehens in Welschland und durch denselben die Vergrößerung der päbstlichen Macht zum Zwecke hatten. Auch Herzog Leopold war

durch

durch nichts zu vermögen, in die Uebereinkunft seines Bruders mit Ludwigen zu willigen. Seinem Ehrgeize genügte es nicht, daß Friedrich den kaiserlichen Thron mit einem Andern theilte. Er wollte ihn den einzigen Besitzer desselben wissen, und beschloß deshalb einen neuen Kriegszug wider Ludwigen, obschon Friedrich ihn benachrichtigte, daß er ihn in die traurige Nothwendigkeit versetzen würde, wider ihn, seinen Bruder zu Felde zu ziehen.

Zu Anfange des nächsten Jahres belagerte Leopold mit seinem Heere, mit welchem er im Elsas stand St. Pild, ging nach der Eroberung desselben auf Speier, so nachdrücklich auch die Aerzte ihn ermahnten, seiner Gesundheit, die immer hinfälliger wurde, zu schonen. Er achtete ihrer Ermahnungen nicht, begann muthig und voll guter Hoffnung die Belagerung Speiers, und unterzog sich, ohne Rücksicht auf seine zerrüttete Gesundheit, allen Beschwerden, von welchen

diese kriegerische Unternehmung, mitten im strengsten Winter begleitet wurde. Einige Vortheile über die Belagerten machten ihm Hoffnung, daß sein Unternehmen gelingen würde; eine Krankheit, die Folge seiner wenigen Rücksicht auf seine erschütterte Gesundheit, nöthigte ihn aber, die Belagerung aufzuheben und nach Strasburg zu gehen, um sich hier der Hülfe der Aerzte zu bedienen.

König Friedrich hatte wirklich eine Schaar Kriegsvölker aufgebracht, die er, nebst etlichen baierischen Rotten, wider seinen Bruder in das Feld führen wollte, doch hatte er nicht den Schmerz gegen einen Bruder und seine lieben Oesterreicher das Schwerd ziehen zu müssen. Er fand Speier schon von seinen Belagerern verlassen, und der Nachricht von der Krankheit Leopolds folgte bald aus Strasburg die Botschaft vom Abscheiden desselben.

Friedrich begab sich nun in seine Erbländer, wo er seine Gegenwart um so nöthiger

glaubte

glaubte, weil er durch einen Eilboten benachrichtigt wurde, daß auch Heinrich von einer Krankheit befallen worden wäre, und die Aerzte an seinem Aufkommen zweifelten. Traurend über das Schicksal dieses geliebten Bruders kam er nach Wien, und fand Heinrichen schwächer, als er vermuthet hatte.

Der Aufenthalt in der Gefangenschaft zu Bürglitz und der Kummer während derselben, hatten dem Herzoge eine Auszehrung zugezogen, die ihn in der Blüthe seiner Jahre hinwegzuraffen drohte. Die Aerzte machten zu seiner Herstellung wenig Hoffnung, und Heinrich selbst fühlte die Annäherung des Todes. Er wünschte seinen Bruder, den Bischoff von Passau, noch einmahl zu sehen; ein Eilbote rief ihn herbei und Albrecht kam eben noch zu rechter Zeit, sich einige Tage mit seinem sterbenden Bruder zu letzen. In den Armen seiner Brüder verschied Heinrich, betrauert von ihnen und von allen Bewohnern Oesterreichs, die in ihm, den Helden

 be-

bewundert, den väterlich sorgfältigen Regenten geliebt hatten.

Der Tod Leopolds und Heinrichs war für Friedrichen, ein großer Verlust, in Rücksicht auf sein künftiges Schicksal, von ziemlich gleichem Einflusse. Heinrichs Tod schadete ihm vorzüglich in Absicht auf die innern Angelegenheiten seiner Erblande, der Tod Leopolds war seinen auswärtigen Angelegenheiten und für die Behauptung der königlichen Würde nachtheilig. Ludwig fürchtete die österreichische Macht weniger, seit Leopold, dieser unternehmende Held, nicht mehr war. Er hoffte nun den Sieg über Friedrichen leichter, und machte im geheim Plane zu Unternehmungen wider ihn, so sehr dies auch dem mit ihm geschlossenen Vergleiche zuwider war.

Da Ludwig den größten Theil der Reichsfürsten auf seiner Seite hatte, freuete er sich der allgemeinen Abneigung wider eine getheilte Herrschaft über das Kaiserthum, und hoffte,

hoffte, daß ihm der Besitz desselben allein werden würde. Leichtsinnig in Absicht der Erfüllung seiner Versprechen fand er in dem getroffenen Vertrage keine Abhaltung, nach der Alleinherrschaft zu streben, zu welcher ihm die Stärke seiner Partei die größte Hoffnung machte, die noch verstärkt wurde, als Deutschlands Fürsten die Aufforderung des Pabstes, ein anderes Oberhaupt zu wählen, von sich wiesen.

Sonder Ahndung der vertragswidrigen Absichten Ludwigs, lebte Friedrich in seinen Erbländern, denn es schien ihm Pflicht, für das Wohl derselben selbst zu sorgen, da er von seinem Bruder Otto eine nachläßige Regierung befürchtete, die das Glück seiner lieben Unterthanen zerrütten mögte. Otto war ein wackerer Kriegsheld, Leichtsinn und Hitze machten es ihm aber unmöglich, ein weiser Regent zu seyn. Im Felde zeigte er sich wohl als ein großer Mann, doch nicht im Staatsgemach, wo er von Andern sich

 leiten

leiten lies, und öfters übereilt einem Rathe folgte, der nicht der beste war. Der Pfarherr zu Kallenberg, Weygand von Theben, und Otto Fuchs, ein Ritter aus Franken, waren seine vornehmsten Rathgeber; nicht weil sie sich als Männer von Verdiensten auszeichneten, sondern weil sie sich durch ihre Laune und lustigen Schwänke seine Gewogenheit erworben hatten. Sie waren Ottens stete Gesellschafter, und hatten sich auf ihn großen Einfluß erworben, zum empfindlichen Verdruße Friedrichs, der davon für Oesterreich Nachtheil besorgte.

Aus Liebe für seine Erbländer und besorgt für das Glück derselben nahm Friedrich wenig Rücksicht auf das Kaiserthum, ob er schon weit entfernt war, die gerechten Ansprüche, die er darauf erhalten hatte, aufgeben zu wollen. Er billigte Ludwigs öffentliche Unternehmungen, und war zu gerecht und in der Erfüllung gegebener Versprechen zu gewissenhaft, um zu besorgen, daß sein

Mitregent im geheim ihm zuwiderhandeln würde. Wie unverbrüchlich Friedrich sein Wort erfüllte, ist unsern Lesern schon aus seiner Geschichte bekannt, von mehreren Beweisen seiner strengen Gerechtigkeit stehe hier nur einer.

In der unglücklichen Schlacht bei Mühldorf hatte der Erzbischoff zu Salzburg, Friedrichs Verbundener, viel verloren. Der Kern seiner Ritterschaft kam in Ludwigs Gefangenschaft, und die großen Summen, mit welchen er seine verhafteten Lehnsleute auslösen mußte, brachten das Erzstift in Schulden, und zogen dem Erzbischoffe empfindliche Vorwürfe von seinen Ständen zu. Vergebens hatte der Erzbischoff schon einigemahl, bei dem verstorbenen Herzog Leopold geklagt; der gerechtere und menschenfreundlichere Friedrich half aber seinen Klagen ab, ehe er sie noch vor ihn gebracht hatte. Er übergab dem Erzstifte einige Städte und Schlößer, davon die Einkünfte zu ziehen, bis sie von

ihm oder seinen Erben für einen bestimmten Pfandschilling wieder eingelöst würden.

Es wäre ungerecht — sprach er zu seinen Räthen, ohne die er selten etwas von Wichtigkeit unternahm — einen Freund, der mir so eifrig und uneigennützig diente, mit Undank zu belohnen. Pflicht gebeut mir den Erzbischoff von Salzburg vor dem Vorwurfe zu sichern: daß er sein Stift um meinetwillen verschuldet habe.

Der edle Friedrich glaubte auf die Art, wie er zu handeln pflegte, auch von Andern behandelt zu werden, irrte sich aber hierin besonders bei Ludwigen. Dieser hatte mit Friedrichs Beistimmung beschlossen, einen Zug nach Welschland zu unternehmen, um den Gibellinen, die ihn dahin eingeladen hatten, wider die Uebermacht der Guelphen zu Hülfe zu kommen. Die deutschen Fürsten waren mit dem beschlossenen Kriegszuge nicht zufrieden, doch hoffte Ludwig noch Unterstützung von ihnen zu erhalten, und im Vertrauen

auf dieselbe, wie auf dem Eifer der Gibellinen selbst, machte er sich nur mit einer mässigen Schaar Kriegsvolk auf den Weg.

Friedrich hievon benachrichtigt, begab sich nach Inspruck, um mit seinem Mitregenten zusammenzukommen und der geschlossenen Uebereinkunft gemäß, während seiner Abwesenheit aus Deutschland die ausschließende Verwaltung der Reichsangelegenheiten zu übernehmen. Schon auf dem Wege kam ihm das Gerücht entgegen, daß Ludwig seinen Neffen den Pfalzgrafen Adolph, und seinen Schwiegervater, den Grafen Wilhelm von Holland zu Reichsverwesern ernannt habe, und bei seiner Ankunft zu Inspruck fand er bestätigt, was er kaum hatte glauben können. Mit Kälte und sichtlicher Verlegenheit empfieng Ludwig den Fürsten, vor dem er jetzt als Wortbrüchig erscheinen mußte. Er suchte sich gegen ihn zu entschuldigen; alles, was er sagte, war aber unbefriedigend für Friedrichen, und mit Unzufrie-

denheit und nicht ohne gegenseitige Furcht trennten sich beide Fürsten.

Ludwig hatte sein Wort gebrochen, dennoch hielt sich Friedrich zur Erfüllung des seinigen verbunden, bis ihn einige seiner Freunde vom Gegentheile überredeten. Er entschloß sich nun Ludwigen entgegen zu arbeiten, und weil er ihn seiner Ansprüche auf das Kaiserthum berauben wollte, sich um den ausschließenden Besitz desselben zu bemühen. Sein erstes Geschäft war, den Pabst, der sich bisher ihm geneigter gezeigt hatte als Ludwigen, ganz für seine Absicht zu gewinnen; die Gesandten die er deshalb nach Avignon schickte, sahen aber die erhaltenen Aufträge nicht von dem Erfolge, den sie wünschten.

Der Pabst, der Deutschland nur immer mehr zu verwirren suchte, wies Friedrichen mit seinem Gesuch zurück, und ohne Einwilligung des Pabstes die Ausführung seines großen Planes zu beginnen, hatte Friedrich

nicht

nicht Muth genug, da er sich nur von wenigen Fürsten der Theilnahme an demselben versprechen konnte; dennoch gab er ihn nicht gänzlich auf, sondern suchte sich Freunde und den Pabst mehr geneigt zu machen.

Wir müßten fürchten mehreren Lesern, die wir vielleicht schon zu lange mit Erzählungen von Staatsbegebenheiten unterhielten, zu mißfallen, wenn wir ihnen eine umständliche Erzählung von Friedrichs Unternehmungen zu Erreichung seines Zweckes und von den Hindernissen, die sich ihm entgegen stellten, mittheilen wollten. Es geschehe also nur mit wenig Worten, damit wir uns bei den Begebenheiten Albrechts, und vorzüglich bei der Geschichte seines häuslichen Lebens länger verweilen können.

Die Gefangenschaft zu Trausnitz hatte bei Friedrichen den Grund zu einer Schwermuth gelegt, die ihn nachher nie wieder ganz verließ, im Gegentheile durch die Schicksale, die ihn trafen, verstärkt wurde. Der Verlust

seiner Brüder und Ludwigs Falschheit trugen viel zur Vergrößerung seines Uebels bei, das auf seinen Geist wie auf seinen Körper wirkte. Die Schwermuth die ihn beherrschte, machte ihn unthätig, und zehrte an seiner Lebenskraft, so daß er in einer Zeit von beinahe drei Jahren wenig zu thun vermogte, was ihn der Erreichung seiner Absicht näher gebracht hätte. Auch begab sich noch überdies im Laufe dieser Zeit ein Ereigniß, das Friedrichs trübe Laune noch düsterer machte, und ihn zugleich nöthigte, seine Thätigkeit, deren ganze Anstrengung zur Ausführung seines Planes erforderlich gewesen wäre, auf einen Gegenstand zu verwenden, der sie freilich noch mehr verlangte, als die Erlangung der kaiserlichen Würde.

Otto machte Forderungen an ihn, welche die größere Theilnahme an der Regierung des Landes betrafen, von Friedrichen aber nicht erfüllt wurden, weil er sie dem Besten seiner Oesterreicher nachtheilig fürchtete. Otto

liebte

liebte seinen Bruder, und schätzte seine tiefern Einsichten in der Regierungskunst, dennoch war er über die Verweigerung seiner Bitte höchst unzufrieden mit ihm, weil es ihm unerträglich war, wenn seinen Wünschen entgegen gehandelt wurde. Verführt von dem Rath Weygands von Theben und des Ritters Otto vergas er sich so weit, daß er im geheim mit dem Könige von Ungarn in Unterhandlung trat, ihm wider seinen Bruder Hülfe zu leisten. König Karl, der sich von Otten überreden ließ, sendete ein Heer an die österreichische Gränze, wo einige mit Friedrichen unzufriedne, österreichische Edle, mit ihren Lehnsleuten, und Mannen, bereit standen, sich mit den Ungarn zu vereinigen.

An der Spitze des verbundenen Heeres überfiel Otto Friedrichs Getreue, und Friedrich, um einem bürgerlichen Krieg zuvor zu kommen, glaubte mit seinem Bruder über die Erfüllung der Forderungen desselben unterhandeln zu müssen. Er suchte sie zu mäßi-

gen, wozu aber Otto, durch das Vertrauen auf die Stärke seines Heeres kühner gemacht, nicht zu vermögen war. Einige Wochen lang blieb Oesterreich den Schrecknissen eines innerlichen Krieges Preis gegeben, bis endlich Friedrich bewilligte, was sein Bruder so ungestüm von ihm forderte.

Die Ungarn zogen wieder heim, da sie aber von ihrem Kriegszuge wenig Vortheil gehabt hatten, besorgte Friedrich von ihnen einen neuen Angriff, zu welchem sie auch, wie er erforschte, im geheim vom Könige von Böhmen aufgefordert und der Hülfe desselben versichert wurden. Er bereitete sich deshalb auf einen solchen Fall vor, suchte sich durch Verbindungen zu verstärken und immer in einer Verfassung zu bleiben, einem Angriffe mit Nachdruck begegnen zu können. Hierdurch sowohl als durch das Mislingen seiner Versuche, den Pabst und mehrere Fürsten des Reichs sich zu Freunden zu machen, wurde er verhindert, etwas wirksames wider

Lud-

Ludwigen zu unternehmen, und so verstrich die Zeit bis zur Zurückkunft des letztern aus Welschland.

Friedrich gab nun alle Hoffnung auf, über seinen Gegner den Sieg erhalten zu können, auch mangelte es ihm an Thätigkeit und Kraft, noch ferner zu versuchen, was ihm bisher nicht hatte gelingen wollen. Die Schwermuth, die immer mehr über ihn herrschend wurde, stumpfte seine Kräfte ab, und untergrub zugleich seine Gesundheit. Abgezehrt, ein Gegenstand des Mitleids, schlich jetzt Friedrich umher; keine Spur war mehr übrig von der männlichen Schönheit, die ihm den Namen des Schönen erworben hatte, keine Spur von dem Feuer, das ihn zuvor zu großen Thaten entflammte. Oft versank er in völlige Stumpfheit, zu andern Zeiten verrieth er gänzliche Abwesenheit des Geistes. Die Aerzte versicherten, daß seine Lebenskraft bald aufgezehrt seyn würde, und seine Freunde fanden Trost hierin, so wenig sie

auch sonst geglaubt hatten, daß ihnen die Nachricht von Friedrichs nahem Tode jemahls andere Empfindungen, als Schrecken und Schmerz würde verursachen können.

Auch jetzt vermogten sie zwar nicht ohne Schmerz an den Verlust eines geliebten, achtungswürdigen Fürsten zu denken, noch peinlichere Empfindungen quälten sie aber bei dem Gedanken: ihn länger in einer Lage sehen zu müssen, die jeden Fühlenden zum Mitleid bewegte, und die Aerzte versicherten, daß die Anstrengung ihrer ganzen Kunst sein Uebel nicht zu heben vermöge.

Es war zum Anfange des Jahres 1330, wenig Monden nach Ludwigs Zurückkunft nach Deutschland, als eine immer größer werdende Entkräftung Friedrichs Leben endigte. Allgemein und unverstellt war die Trauer über ihn in den österreichischen Landen, deren Einwohner von Otten mindere Sorgfalt für ihr Wohl besorgten als Friedrich,

rich, ungeachtet seines Ringens nach der kaiserlichen Würde, immer bezeigt hatte.

Tief fühlte auch Otto den Verlust seines Bruders, den er geliebt hatte, ob er gleich einst das Schwerd wider ihn zog. In den Stunden der Einsamkeit, wenn Weygand und Ritter Fuchs nicht um ihn waren, erkannte Otto, daß sein kälterer Bruder besser für das Wohl des Landes zu sorgen vermöge wie er, und wünschte dann, sich in wichtigen Fällen seines Rathes bedienen zu können. Jetzt, da er desselben für immer beraubt wurde, fühlte er mit Ueberzeugung, wie wenig Weygand und Ritter Otto diesen Verlust ihm würden ersetzen können.

Albrecht war eben im Begriffe gewesen, seinen Bruder, dessen mißliche Gesundheitsumstände man ihm gemeldet hatte, heim zu suchen, als ihm ein Eilbote die Nachricht von dem Ableben desselben hinterbrachte. Bis in sein Innerstes wurde er hierdurch erschüttert; mit dem lebhaftesten Schmerze be-

trauerte er den Tod des zu früh entschlummerten, und Oesterreichs unersetzlichen Verlust. Vergebens suchte sein Freund Albert ihn zu trösten, und ohne Wirkung erinnerte er sich selbst an die Pflicht: wegen eines unabänderlichen Geschicks sich zu beruhigen.

Werdet Ihr — sprach Albert einst zu ihm — Otten der Rathgeber, den er in Eurem ältern Bruder verlor, und hoffet, daß sich dann Oesterreich über den Verlust seines gütigen Landesvaters wird trösten können.

Nein, mein Vetter — erwiederte Albrecht — ich darf dies nicht hoffen, denn der leichtsinnige und heftige Otto, der zuweilen selbst Friedrichs Rathe seine Ohren verstopfte, wird den meinigen nicht hören. Er ist zu stolz und von sich selbst zu sehr eingenommen, als daß er die Befugniß, mich in die Regierung Oesterreichs zu mischen, mir zugestehen sollte. Umgeben von Feinden, von einem sorglosen Fürsten und von seinen eigen-

gennützigen Räthen beherrscht, drohen meinem theuren Vaterlande die furchtbarsten Gefahren, und dies ist es, was vorzüglich meinen Schmerz rege macht, denn über Friedrichs frühes Abscheiden würde ich mich mit dem Gedanken zu trösten wissen: daß er dadurch nur früher zu einem bessern Leben übergegangen ist. Er ist glücklich, aber für sein verwaistes Land fürchte ich Unglück.

Auf Alberts Rath entschloß sich Albrecht, nach Wien zu reisen, um zu versuchen, ob er zur Umänderung seines Bruders, und durch dieselbe, zu Oesterreichs Glück etwas beitragen könnte. Der Tag der Abreise war schon bestimmt, allein ein unerwartetes Ereigniß verhinderte sie; gab den Empfindungen und den Wünschen Albrechts eine andere Richtung, eröffnete ihm aber auch eine neue Quelle des Schmerzes und der angreifendsten Leiden, die ihm jedoch bald reichlich vergolten wurden. Doch wir wollen unsern Lesern

nicht verrathen, was ihnen die nächsten Bogen erzählen sollen.

Mit Alberten und einigen Rittern und Knechten ritt Albrecht eines Tages auf die Jagd, die er als eine Erholung von der Beschäftigung mit den Wissenschaften und von den Beschwerden der Regierung liebte, und deshalb zuweilen besuchte. Es geschahe dies jederzeit unter starker Begleitung, ohne die Albrecht überhaupt nicht ausging, weil er gewarnet worden war, vor den Unternehmungen der unzufriedenen Stiftsherren auf seiner Hut zu seyn.

Diesmahl hatten ihn nur die Ueberredungen Alberts bewogen, auf die Jagd zu gehen, denn in seiner jetzigen Stimmung sas er am liebsten daheim, und klagte am Busen seines Freundes. Nur mit den Gegenständen, die jetzt seine ganze Aufmerksamkeit fesselten beschäftigt, ritt er im Forste umher; das auf-

ge-

gescheuchte Wild eilte ihm vorüber, ohne von ihm bemerkt zu werden und kaum hörte er das Bellen der Rüden, noch das laute Schallen der Jagdhörner: bei der Rückkehr von der Jagd, als alles um ihn her still war, riefen aber andere Töne seinen abwesenden Geist zurück. Geschrei nach Hülfe tönte aus dem Walde hervor. Dies hörte Albrecht, dessen Herz für den Eindruck fremder Leiden empfänglich war, und unverzüglich eilte er nun nach der Gegend hin, von welcher das Klaggeschrei kam.

Er sahe hier eine Räuberrotte mit etlichen Reisigen kämpfen, die drei Frauenzimmer, welche sie geleiteten, gegen den Angriff der Räuber zu vertheidigen suchten. Die Frauen befanden sich bereits in der Gewalt der Räuber, und schwerlich würde es ihren Beschützern gelungen seyn, sie zu befreien, wenn nicht Albrecht zu ihrer Hülfe herbeigekommen wäre. Beherzt griff er mit den Seinigen die Räuber an, und ging zuerst

auf diejenigen los, welche die Zelter der geraubten Frauen hielten. Mit seinem Jagdspieße sties er einen zu Boden, und schreckte dadurch die Andern in die Flucht. Sie eilten zu entrinnen, die Andern, welche mit den Reisigen kämpften, flohen ihnen nach, und überließen ihre Beute Albrechten und seinen Begleitern.

Einigen seiner Leute gab jetzt Albrecht Befehl, den Räubern nachzusetzen, indessen er mit den übrigen einen Kreis um die geretteten Frauen schloß, die ihm mit Thränen für seine Hülfe dankten. Nur eine, die Gebieterin der übrigen, wie der Glanz ihrer Kleider sogleich vermuthen lies, vermogte nicht, ihrem Retter Dank zu stammeln, denn ohnmächtig lag sie in den Armen der beiden andern, die sich bemühten, sie in das Leben zurückzurufen. Dies gelang endlich ihrem gemeinschaftlichen Eifer, doch erwachte die Ohnmächtige nur, um sogleich in ihren vorigen Zustand zurückzusinken.

Al-

Albrecht hatte indessen einen Knappen nach Passau gesendet, seinen Leibarzt in ein Jägerhaus am Eingange des Forstes zu rufen, und zwei andern befohlen, aus Zweigen eine Trage zu flechten, und sie mit weichem Moos zu belegen, darauf die Ohnmächtige zu legen und sie eilend nach dem Jagdhause zu bringen, wo ihr die Geschicklichkeit seines Arztes geschwinder würde helfen können, als ihre unkundigen Frauen.

Albrecht hatte noch nicht gefragt, wen er gerettet hätte, denn in den ersten Augenblicken fühlte er keine Neugierde, sondern nur Mitleid. Auf dem Wege nach dem Jagdhause erfuhr er, daß die Vornehmste der Frauen Johanne, die älteste Tochter des Grafen Ulrichs von Pfirt wäre.

Mein edles Fräulein — sagte ihm eine von Johannens Frauen — begleitete ihren Herrn und Vater auf dem Wege nach dem kaiserlichen Hofe, wo er ihr einen Gemahl,

seinem

seinem Lande einen künftigen Regenten suchen will. Einige Stunden von hier kehrte der Graf auf einer Burg ein, einen alten Freund und Waffenbruder zu besuchen. Die Tochter des Ritters und meine Gebieterin schlossen auch unter sich den Bund, der ihre Väter vereinigte, und Fräulein Johanne fand an ihrer neuen Freundin so vieles Behagen, daß sie ihren Vater bat, länger als es seine Absicht war, bei ihr bleiben zu dürfen. Den Grafen riefen nöthige Geschäfte an den Hof des Kaisers, weil aber seine Tochter ihn so dringend bat, ihre junge Freundin und der Vater derselben sich mit ihr zu gleicher Bitte vereinigte, und Ritter Seifried, der Sohn des Burgherrn, versprach, sie mit einem reisigen Zeuge sicher nach München zu geleiten, ließ Graf Ulrich sich endlich bewegen, ohne seine Tochter weiter zu reisen, doch als ob er die Gefahr, die uns betroffen hat, geahndet hätte, empfahl er Ritter Seifrieden theuer, für sie wie für seine Schwester zu sorgen.

sorgen. Der Ritter versprach es mit einem Handschlage, und er hat sein Wort treulich erfüllt, denn der Unfall, von welchem Ihr, hochwürdiger Herr, uns errettet, kann ihm fürwahr nicht zur Schuld gerechnet werden. Zehn reisige Knechte, die er mit sich nahm, hätten gewiß Jedem zur sichern Geleitschaft hinreichend geschienen, dem es, gleich uns, unbekannt gewesen wäre, daß eine Schaar dienstloser Söldlinge in hiesiger Gegend schwärmt, die Wege verlagert und die Reisenden nur gegen starke Lösegelder weiter ziehen läßt. Die Räuber, die uns anfielen, wußten den Namen meiner Gebieterin, und forderten von ihren Begleitern ich weis nicht mehr wie viele tausend Pfund Heller, über die Seifried eine Verschreibung ausstellen, und bis zur Einlösung derselben drei seiner Edelknechte zu Geisseln geben sollte. Herr Seifried erstaunte über diese Verwegenheit einer Räuberrotte, die ohne Zweifel mit benachbarten Raubgrafen in Verbindung ste-

hen

hen muß, weil sie sonst solche kühne Schritte nicht wagen würde. Er versuchte sich mit dem Schwerdte zu lösen, wahrscheinlich würde aber der ungleiche Kampf unglücklich gewesen seyn, wenn nicht Ihr, hochwürdiger Herr, uns zu Hülfe gekommen wäret.

Auf einem schnellen Rosse war der herbei gerufene Arzt schon in dem Jagdhause angelangt, als Albrecht mit seinem Zuge daselbst eintraf. Es wurde unverzüglich alle Kunst angewandt, die Gräfin von Pfirt von ihrer Ohnmacht herzustellen. Theilnehmend stand Albrecht an ihrem Lager und verstärkt wurde vielleicht diese Theilnahme durch die Reize der Ohnmächtigen, die zur Bewunderung aufforderten, obgleich Blässe des Todes sie vermindert hatte.

Nach einiger Zeit begann sich Johannens Busen zu heben, lange und schwere Odemzüge kündigten die Rückkehr ihres Lebens an.

Müh-

Mühsam öffnete sie endlich ein schönes blaues Auge, dessen Blick auf Albrechten verweilte, und in seinem Busen eine Empfindung hervor brachte, die ihm so neu als unerklärbar war. Einigemahl öffnete die Erwachte die Lippen, die sich nach und nach wieder zum schönsten Purpur rötheten, noch fehlte es ihr aber an Kraft zu sprechen. Mit der größten Anstrengung stammelte sie endlich: wo bin ich?

Unter dem Schutze des Bischoffs von Passau — antwortete ihr Albrecht — der für Eure Pflege und Sicherheit die größte Sorgfalt haben wird.

Habt Dank — rief Johanne, indem sie Albrechten ihre Hand reichte. Der warme Druck derselben durchbebte wohlthätig jede Nerve des Bischoffs, und verstärkte das unnennbare Gefühl in seiner beklommenen Brust. Jetzt fragte er den Arzt, ob die Gräfin außer Gefahr wäre?

Ich

Ich besorge das Gegentheil — gab ihm der Arzt zur Antwort — denn das heftige und zitternde Schlagen des Pulses läßt ein Fieber vermuthen; vielleicht entfernt aber ein wohlthätiger Schlaf diese Besorgnis. Schrecken hat die Gräfin ermattet, und ich mögte Euch, hochwürdiger Herr, wohl bitten, sie allein zu lassen, um sie nicht in der Ruhe zu stören, der sie so nöthig bedarf.

Albrecht ging in ein anderes Zimmer, befahl aber dem Arzte, nicht vom Lager seiner Kranken zu weichen, da vielleicht jetzt jeder Augenblick wichtig für ihr Leben seyn könnte. Der Arzt versprach es; so vollkommen aber auch Albrecht von seiner Treue, ihm zu dienen, überzeugt war, so fühlte er doch jetzt ein Mistrauen wider ihn, das ihn bewog, zuweilen die Thür zum Zimmer der Kranken zu öffnen, um zu sehen, ob auch der Arzt seine Pflicht erfüllte. Die Winke desselben benachrichtigten Albrechten, daß die Gräfin noch schlummerte, allein er wollte auch wissen,

sen, wie sie schlummerte und schlich sich deshalb einigemahl auf den Zehen zu ihrem Lager. Mit theilnehmender Besorgnis blickte er nach ihr hin, ihre blühende Farbe beruhigte ihn, den Arzt machte aber das unruhige Klopfen ihres Herzens und das sichtliche Beben ihrer Pulse besorgt.

Albert rieth dem Bischoffe, dem Grafen von Pfirt durch einen Eilboten den Unfall seiner Tochter wissen zu lassen, damit er ihn nicht, durch das Gerücht vergrößert, erfahren und dadurch mehr beunruhigt werden mögte, als wenn er hörte, daß seine geliebte Tochter sich in Sicherheit und unter sorgfältiger Pflege befände. Albrecht versicherte, daß er schon bedacht hätte, woran sein Freund ihn jetzt erinnerte, äußerte aber zugleich den Entschluß, mit der Absendung des Boten noch warten zu wollen, bis der Arzt nach Johannens Erwachen über ihr Befinden richtiger urtheilen könne wie jetzt.

Mit Ungeduld sahe Albrecht dem Augenblicke entgegen, wo Meister Heinrich — so hies sein Arzt — ihn von dem Befinden seiner Kranken benachrichtigen würde. Er schwankte zwischen Hoffnung und Furcht, doch war die erstere größer, weil ihn das lebhafte Roth auf Johannens holdem Gesichte täuschte. Was den unkundigen Albrecht beruhigte, war ein Merkzeichen der Krankheit, die in Johannens Körper auszubrechen begann. Fieberhitze färbte ihre vorhin erblaßten Wangen, in einem heftigen Fieberanfall erwachte sie, zu Albrechts Schrecken. Meister Heinrich tröstete ihn, versicherte, dieses Ereignis voraus gesehen zu haben, und machte ihm zugleich die beste Hoffnung, das Uebel bald zu heilen.

Die Jugendkraft der Gräfin — setzte er hinzu — und ihre vorige dauerhafte Gesundheit wird der Anwendung der besten Heilmittel zu Hülfe kommen, und so hoffe ich

meine

meine Vorherverkündigung gewiß erfüllt zu sehen.

In einem Schreiben, das Albrecht durch einen Eilboten an Johannens Vater schickte, theilte er diesem Meister Heinrichs guten Trost mit, und fügte die Versicherung bei, daß er alles anwenden würde, der liebenswürdigen Tochter eines wackern Mannes eine so gute Pflege zu verschaffen, als ob ihr Vater selbst die Sorgfalt für dieselbe übernommen hätte. Er versprach dem Grafen, ihm von Zeit zu Zeit von dem Befinden seiner Tochter Nachricht zu geben, und wirklich sendete er schon einen zweiten Boten an ihn ab, ehe noch der erste zurück gekommen war, ob sich gleich bis dahin Johannens Krankheitsumstände nicht verändert hatten, und Albrecht ihrem Vater nur die gute Hoffnung wiederholen konnte, die Meister Heinrich ihm machte.

Albrecht war diese Tage über auf dem Jagdhause geblieben, so wenig Bequemlich-

keit sich auch hier zur Wohnung für mehrere Menschen befand. Er fühlte zu lebhafte Theilnahme gegen Johannen, um sie verlassen zu können; ja es genügte ihm nicht, nahe um sie zu seyn und stündlich den Arzt nach ihr zu fragen, sondern er blieb den größten Theil der Zeit in ihrem Zimmer, blickte immer besorgt und theilnehmend nach ihr hin, und lauschte, wenn sie schlief, auf jeden ihrer Odemzüge. Mit Schmerz hörte er den irren Reden zu, wenn Johanne in einem heftigen Fieberanfalle lag, und die lebhafteste Freuden drückten seine Blicke aus, wenn sie zuweilen in hellen Augenblicken einige zusammenhängende Worte mit ihm zu sprechen vermogte. Er erröthete, wenn sie ihm dankte, denn er wollte keinen Dank für die Erfüllung einer Menschenpflicht, dennoch that ihm der Dank aus Johannens Munde so wohl, daß er ihn gern hörte.

Einst saß er auch in einer von Johannens guten Stunden an ihrem Lager, tröstete sie

mit der Versicherung des Arztes, daß sie bald genesen würde, und suchte sie wegen der Besorgnis, wie viel ihr Vater um sie leiden würde, zu beruhigen. Er sagte ihr, daß er ihn seiner besten Sorgfalt für sie versichert hätte; mit Wärme dankte ihm Johanne dafür, äußerte aber doch, daß sich ihr liebevoller Vater damit nicht würde beruhigen können.

Keinem von Albrechts Dienern war es vergönnt, in Johannens Gemach zu kommen; außer Alberten und dem Arzte war es nur den Frauen der Gräfin offen und einem Fräulein aus Passau, das Albrecht jenen beigesellt hatte, mit ihnen in der Pflege und im Wachen bei Johannen zu wechseln. Von diesen Frauen befand sich immer eine im Vorgemach; Metta, eine von Johannens Zofen, an welcher eben die Reihe war, kam jetzt in das Zimmer, dem Bischoffe zu melden, daß ihn ein fremder Ritter zu sprechen

 begeh-

begehre. Albrecht verließ das Zimmer, den Fremden zu hören.

Verzeiht, hochwürdiger Herr — redete dieser ihn an — daß ich der Last, die Eure Menschenliebe Euch schon aufgebürdet hat, noch eine andere beigesellen will, bei allem Vertrauen zu Euren schätzbaren Versicherungen war es mir aber unmöglich, mich zu beruhigen. Ich mußte selbst kommen und sehen, was meine liebe Tochter macht.

Albrecht erkannte aus diesen Worten den Grafen von Pfirt, der mit dem ersten Eilboten, den Albrecht an ihn sendete, den kaiserlichen Hof verlassen, sein Gefolge in Passau zurück gelassen hatte, und, nur von einem einzigen Knappen begleitet, nach dem Jagdhause geeilt war, wo sein Liebstes sich jetzt befand.

Es freut mich Herr Graf — sprach Albrecht, indem er Ulrichen die Hand zum freundschaftlichen Willkommen reichte — daß

Ihr

Ihr gekommen seyd, denn ich hoffe, daß Eure Gegenwart die Genesung Eures trefflichen Fräuleins beschleunigen wird, da sie sich oft wegen Euch beunruhigte. Von mir seid versichert, daß es mir Freude macht, einen achtungswürdigen Mann zu beherbergen, ob ich schon wünschte, daß kein so trauriges Begegnis mir die Ehre seiner Gegenwart gegeben haben mögte. Sonder Zweifel ist jeder Augenblick Euch theuer, schonende Sorgfalt für eine geliebte Tochter wird Euch aber hoffentlich noch einige Augenblicke Geduld lehren. Eure plötzliche Erscheinung mögte auf das Fräulein einen nachtheiligen Eindruck wirken, erlaubt also, daß ich sie darauf vorbereite.

Graf Ulrich blieb im Vorgemach, Albrecht ging wieder zu Johannen, welcher er mit theilnehmender Freude zurief: ich bringe Euch eine fröhliche Botschaft, mein Fräulein! Euer Vater befindet sich auf dem Wege hierher; der Fremde, der mich sprechen wollte,

te, war ein Ritter, durch den er sich anmelden lies. Bald wird er selbst eint ffen und von Euch die Unruhe nehmen, die Euch bisher quälte.

Durch ein bedeutendes Kopfschütteln erinnerte Meister Heinrich seinen Herrn, daß er beim Ueberbringen seiner freudigen Botschaft noch sorgfältiger hätte seyn sollen; denn er besorgte, daß Johannen die Freude über ihres Vaters Ankunft zu heftig erschüttern mögte; zum Glück aber traf seine Besorgnis nicht zu. Freude regte sich zwar so lebhaft in Johannen, daß sie ihre Krankheit vergas, und aufspringen wollte, ihrem Vater entgegen zu eilen, doch hatte die freudige Erschütterung keinen nachtheiligen Einfluß auf ihre Gesundheit.

Graf Ulrich trat ein; ängstlich besorgt und mit Ausdruck von Zärtlichkeit hingen seine Blicke an der geliebten Tochter, die in seiner Gegenwart wohlthätigen Trost fand.

Sie

Sie sprach mit ihm, bis ein Fieberanfall sie hinderte, das Gespräch länger fortzusetzen, und nun begab sich Graf Ulrich mit bangem Herzen, in Albrechts Gesellschaft, in ein Seitengemach.

In einer Zeit von zehn Tagen war es Albrechts Arzte gelungen die schöne Gräfin von Pfirt gänzlich von ihrem Fieber zu befreien, es hatte aber eine Entkräftung zurückgelassen, zu deren Heilung Heinrich längerer Zeit zu bedürfen fürchtete. Albrecht lud den Grafen und seine Tochter ein, ihn nach Passau zu begleiten, wo sie mehrere Bequemlichkeit finden würden, als in dem engen Jagdhause; durch nöthige Verrichtungen an den kaiserlichen Hof gerufen konnte aber Graf Ulrich diese Einladung nicht annehmen, so gern er auch noch länger bei einem Manne geblieben wäre, der sich seine Achtung und Freundschaft gewiß erworben haben würde, wenn

er sie sich auch nicht durch die gerechtesten Ansprüche auf seinen Dank verdient hätte.

Unzufrieden, von seiner Tochter sich trennen zu müssen, fragte der Graf Meister Heinrichen: ob ihn Johanne nicht begleiten könne, wenn er sie in einer wohl verwahrten Sänfte die Reise langsam machen ließe. Heinrich sagte: daß die Kranke auf der Reise durch die rauhe Witterung des Frühjahres, und durch die Unbequemlichkeit, die man nicht würde entfernen können, auch bei der thätigsten Sorgfalt der größten Gefahr würde ausgesetzt seyn; und nun schwankte Graf Ulrich zwischen dem Entschluße, ob er bei seiner Tochter bleiben, oder ohne sie an das kaiserliche Hoflager ziehen sollte.

Ein Vertrauter, mit dem er darüber sprach, erinnerte ihn an die Nothwendigkeit seiner Gegenwart an Ludwigs Hofe, und stellte ihm zugleich vor, wie er die Sorgfalt für seine Tochter noch fernerhin dem Manne überlas-

sen

sen könne, der sie bis jetzt so freundschaftlich auf sich genommen hätte. Der Graf entschloß sich endlich zur Abreise, war aber noch in Sorgen wegen der Gefahren, die seine Tochter vielleicht zum zweitenmahle betreffen könnten; wenn sie ihm nachfolgen wollte, weil die Räuber, von welchen Albrechts Knechte keinen hatten erwischen können, die Gegend noch unsicher machten. Albrecht beruhigte ihn endlich deshalb, indem er ihm versprach: das Fräulein mit einem reisigen Zeuge zu begleiten, den keine Räuberrotte würde anzugreifen wagen.

Albrecht brachte nun seine schöne Kranke nach Passau, wohin Graf Ulrich sie begleitete, und dann seine Reise an den kaiserlichen Hof antrat, nachdem Albrecht und der Arzt ihn über alle Besorgnisse, wegen seiner geliebten Tochter vollkommen beruhigt hatten. Bei seinem Abschiede bat er Albrechten: ihm so bald als möglich mit Johannen nachzufolgen; aus väterlicher Besorgnis setz-

te er aber zugleich die Bitte hinzu: sich damit nicht zu übereilen, um Johannens Gesundheit nicht in Gefahr zu bringen, wenn er abreißte, ehe sie völlig hergestellt wäre. Dieser Bitte hätte es nicht bedurft, denn bald fand Albrecht so viel Anziehendes in Johannens Gesellschaft, daß er ihre Abreise mehr verzögerte als übereilte.

In den ersten Tagen des Aufenthaltes der jungen Gräfin von Pfirt bei dem Bischoffe von Passau wurde er nur aus Mitleid und von dem Eindrucke, den hohe und anziehende Schönheit allgemein zu machen pflegt, für sie eingenommen, nun aber zogen ihn andere Reize und Beweggründe immer mehr zu ihr hin. Jetzt, da das Fieber sie verlassen hatte, zeigte Johanne einen hellen, ausgebildeten Verstand und ein gefühlvolles, unverdorbenes Herz; Vorzüge durch die sie sich allerdings Albrechts Achtung mehr gewann, als durch ihre Reize.

Oft

Oft gestand er seinem Freund Albert: noch nie ein Weib von gleichem Werthe gesehen zu haben, und Albert gab ihm Beifall, lächelte aber zuweilen über die Wärme, mit welcher Albrecht Johannens Reize erhob, weil sie ihm die Gränzen der Freundschaft und der Pflichten eines Geistlichen zu überschreiten schien. Da er aus Gründen, die wir jetzt noch nicht bestimmen können, den Schwung, den Albrechts Empfindungen nahmen, ihm nicht nachtheilig glaubte, theilte er ihm seine Bemerkungen noch nicht mit, überzeugte sich aber immer mehr von der Richtigkeit derselben.

Albrecht verließ fast nicht das Zimmer seiner schönen Kranken; täuschte sich zwar selbst mit dem Gedanken: daß dies nur zur Erfüllung der Pflicht, ihr die Zeit zu verkürzen, geschähe; suchte auch seinen Freund davon zu überreden, dieser aber bemerkte sehr wohl, daß Albrecht hierbei auf sich nicht weniger Rücksicht nahm, wie auf Johannen, durch

den Umgang mit ihr nicht weniger gewann wie sie. Albrecht kannte und suchte jetzt keine andere Freude, als die er im Umgange mit der liebenswürdigen Gräfin von Pfirt fand, entzog ihr deshalb auch nur die Stunden, wo dringende Geschäfte der Regierung ihn von ihr riefen. Diese zu vernachlässigen erlaubten ihm seine Grundsätze, von den Pflichten eines Regenten nicht, doch eilte er öfters, sie zu beendigen, um schneller zu Johannen zurückkehren zu können.

Noch deutlicher zeigte es sich, wie werth nicht nur, sondern wie unentbehrlich Johanne ihm geworden war, als der Arzt nach drei Wochen ihm meldete, daß nun die Gräfin ohne Gefahr für ihre Gesundheit, ihrem Vater nachfolgen könne.

Ich fürchte, Meister Heinrich — antwortete ihm Albrecht — daß Ihr dies nur rathet, um Euch bei dem Grafen von Pfirt beliebt zu machen, denn die Witterung ist

jetzt

jetzt fürwahr so rauh, daß sie wohl einem Gesunden schaden könnte, wie viel mehr also einer kaum Genesenen.

Unter dieser Besorgnis, mit welcher Albrecht sich selbst täuschte, und, ohne es selbst zu wissen, Alle, die um ihn waren zu täuschen suchte, war eine aufglimmende Leidenschaft verborgen, die Albrecht, unbekannt mit den Aeußerungen der Liebe, nicht ahndete. Er fühlte wohl, daß ihm noch nie ein Weib so werth gewesen war wie Johanne, doch wunderte er sich darüber nicht, und war weit entfernt zu glauben, daß er etwas mehr als Achtung und Freundschaft für sie fühle. Er betrachtete seine Empfindungen für sie als natürliche Folge der Bekanntschaft mit ihr und der Art derselben, und hierbei irrte er sich nicht, wohl aber in ihrer Benennung.

Außer seinen Schwestern hatte Albrecht noch nie irgend eine Dame genauer gekannt, er wußte also nicht, was man bei solchen

Bekannt-

Bekanntschaften empfindet, und sein Herz, von jedem frühern Eindrucke frei, mußte um so eher zu Johannen hingezogen werden, da das Verhältnis, in welchem er sie kennen lernte, allerdings tiefern Eindruck auf ihn wirkte, als wenn er sie nur zufällig in einer Gesellschaft oder bei einem Freudengelage gesehen hätte. Aus dem Mitleide mit einem reizenden Weibe keimt leicht Liebe hervor und entwickelt sich um so schneller, wenn sich mit jenem Mitleide, Achtung verbindet, wie es bei Albrechten der Fall war.

Mit Schmerz dachte er an die Trennung von der Gräfin von Pfirt, und suchte sie deshalb zu verzögern. Er verbarg ihr, was der Arzt ihm gesagt hatte, und erinnerte sie zugleich, daß es besser wäre, einige Tage länger von ihrem Vater entfernt zu bleiben, als durch zu frühe Abreise, für ihre kaum hergestellte Gesundheit Gefahr zu wagen. Gern gab die Gräfin seinen Vorstellungen nach, denn auch sie wünschte noch lange in

der Gesellschaft des Mannes zu bleiben, der sich, neben ihrem Danke, auch ihre wärmste Freundschaft verdient hatte.

Johanne hatte schon manchen stattlichen Ritter gesehen, keiner aber vermogte einen lebhaften und dauernden Eindruck auf sie zu wirken, welches hingegen dem gebrechlichen Bischoffe von Passau, ohne es selbst zu wollen, glückte. Großentheils hatte er dies wohl dem glücklichen Zufalle zuzuschreiben, der ihn zu Johannens Retter machte, daß aber die Gräfin mehr als Dankbarkeit für ihn empfand, war die Folge seines trefflichen Charakters.

Wahrscheinlich würde dieser weniger günstig auf die Gräfin gewirkt haben, hätte sie sich nicht zur Dankbarkeit gegen Albrechten verpflichtet gefühlt, gewiß würde sich aber auch zu dieser Dankbarkeit nicht Freundschaft und Wohlgefallen gesellet haben, hätte nicht Albrecht sich diese durch seinen Charakter erworben. Besser als die rauhen Rittersmän-

ner, die nur von Schlachten und Schimpfspielen oder vom edeln Waidwerke zu reden wußten, gefiel der sanften Gräfin von Pfirt der gebildetere Albrecht, der sie belehrte, indem er sie angenehm unterhielt, und sich mit ihr in bessern Einklang zu setzen wußte als jene. Sie fühlte, wie werth er ihr war, und wahrscheinlich glimmte schon in ihrem Busen, wie in Albrechts Brust, nicht gekannte Liebe.

Einige Tage waren verflossen, seit Meister Heinrich seinem Herrn gesagt hatte, daß die Gräfin von Pfirt, sonder Befürchtung eines Rückfalls, zu ihrem Vater reisen könne, als ein Bote vom Grafen Ulrich zu Passau ankam, seine Tochter zur Abreise nach München aufzufordern. Dem stürmischen April waren indessen schöne Maitage gefolgt, die Albrechten zur Verhinderung der Abreise seiner liebenswürdigen Freundin den Vorwand übler Witterung raubte. Er fühlte, daß

es unbillig wäre, die Tochter länger von dem Vater zu trennen, der sich nach ihr sehnte, und seinem Versprechen gemäß rüstete er sich, sie mit einem starken Gefolge zu begleiten.

So anziehend auch Johannens Gesellschaft für ihn war so konnte er es doch nicht über sich gewinnen, zu einem langen Aufenthalte an Ludwigs Hofe sich zu entschließen, denn er sahe voraus, daß er nicht ohne widrige Empfindungen würde nahe um den Mann seyn können der zu dem frühen Tode seiner geliebten Brüder die Veranlassung gegeben hatte. Um also des reizvollen Umganges mit Johannen noch etwas länger genießen zu können, eilte Albrecht nicht mit den Vorbereitungen zur Abreise; zu schnell für seine Wünsche verstrich aber die Zeit, die er hierdurch gewann. Aus gleicher Absicht, aus welcher er die Abreise verzögert hatte, machte er, da er sich endlich dazu entschließen mußte, den Weg so langsam als möglich. Er sagte, daß Sorgfalt für Johannens kaum hergestellte

Gesundheit ihm dies geböte, der Gräfin selbst gestand er aber, dem Wunsche: sich später von ihr trennen zu können; gemäß zu handeln. Die Gräfin zürnte deshalb nicht mit ihm, denn auch sie wünschte, noch lange eines Umgangs genießen zu können, der ihr so viel Freude gemacht hatte.

Glücklich und ohne irgend ein merkwürdiges Begegniß langten unsere Reisenden zu München an. Von Graf Ulrichen wurde Albrecht mit dem Ausdruck des wärmsten Dankes empfangen, da hingegen der Empfang vom Kaiser so gleichgültig war, daß Albrechts Entschluß: seinen Hof bald wieder zu verlassen; noch mehr bevestigt wurde. Vielleicht sah Ludwig einen Fürsten, dessen Bruder er unrecht gethan hatte, nicht gern bei sich, und suchte ihn deshalb durch die Kälte, womit er ihn behandelte, zu entfernen.

Der Graf von Pfirt herbergte in der Burg des Kaisers, daher also Albrecht keinen Umgang mit ihm haben konnte, ohne dem Kaiser

nahe

nahe zu kommen. Er beschloß deßhalb, sich nur einen Tag in München zu verweilen, so vielen Kampf es ihn auch kostete, früher als dringende Noth es erforderte, von Johannen zu scheiden. Die Gräfin, welche ebenfalls mit Schmerz an die Trennung dachte, forderte ihn auf, noch länger zu bleiben, und auch ihr Vater wünschte es, ob er ihn schon nicht dazu zu überreden suchte, weil er wohl fühlte, daß Albrecht ungern an einem Orte seyn könne, wo er nicht nur mit Gleichgültigkeit, nein beinahe mit Geringschätzung war aufgenommen worden. Er ahndete nicht, daß der Bischoff von den Empfindungen für seine Tochter länger zu bleiben gereizt würde, und rieth ihm selbst, den stolzen und ungerechten Ludwig bald zu verlassen, wobei er ihn jedoch versicherte, daß es ihm höchst unangenehm wäre, sich seines Umgangs so schnell wieder entäußern zu müssen.

Vielleicht — setzte er hinzu — dauert mein Aufenthalt am hiesigen Hofe nur noch

kurze Zeit, und dann, mein theurer Freund, erlaubt mir, Euch länger genießen zu dürfen. Ich will zu Euch nach Passau kommen, um mich in der Gesellschaft eines Mannes, der sich meine Freundschaft so vollkommen als meinen Dank verdient hat, einiger glücklichen Tage zu freuen.

Dieses Versprechen des Grafen von Pfirt erleichterte Albrechten die Trennung von Johannen, dennoch vermogte er nicht ohne Schmerz von ihr zu scheiden, und die Thränen, die Johanne beim Abschiede weinte, zeigten deutlich, wie schwer er auch ihr wurde. Selbst Graf Ulrich wurde weich, doch hatte er Kraft genug, sich zuerst loszureissen. Mit Feuer umarmte er Albrechten und zog ihn dann zu seiner Tochter hin.

Küsset den Mund — sprach er zu ihm — der ohne Eure Hülfe sich forthin nur zu Klagen geöffnet haben würde. Der Ritterdienst, den Ihr meiner Tochter leistetet, ist eines solchen Dankes wohl werth.

Sittig errôthete Johanne, als Albrecht, nicht minder verlegen wie sie, seinen Arm um sie schlang, und einen seelenvollen Kuß auf den Mund drückte, der sich ihm nicht entzog. Noch nie hatten die Lippen des frommen Bischoffs ein Weib berührt — welche Empfindungen musten ihn daher nicht durchbeben, da jetzt der Kuß eines Mädchens, das ihm so werth war, ihm unbekanntes Feuer durch jede seiner Adern strömte, und alle Nerven zu einer wohlthätigen Empfindung reizte. Noch schwerer wurde ihm das Scheiden, da sich ihm nun eine Quelle des schönsten Erdenglücks geöffnet hatte. Stumm stand er einige Augenblicke, seinen Arm noch immer um Johannen geschlungen; nur seine Blicke sprachen beredt. Endlich ermannte er sich; genoß noch einmahl der Seeligkeit, die Johannens Kuß ihm gewährt hatte, und entfernte sich dann mit den Worten: Gehabt Euch wohl, vortrefliches Fräulein, und schaffet, daß mir das Glück, Euch wieder zu sehen, bald werde!

Trauet meinem Worte, Herr Bischoff — antwortete Graf Ulrich, statt seiner Tochter. — Wir kommen bald, einige Wochen bei Euch zu bleiben, und die Freuden der Freundschaft zu schmecken.

Langsam hatte Albrecht die Reise von Passau nach München gemacht, schnell eilte er aber jetzt auf dem Rückwege, denn Unruhe trieb ihn fort. Still und traurig zog er an der Spitze seiner Reisigen die Straße dahin. Alle wunderten sich, daß ihr, sonst so freundlicher, Herr jetzt nicht mit ihnen sprach, und unwillig antwortete, wenn einer ihn anredete. Albrecht dachte nur unaufhörlich an Johannen, und war unzufrieden wenn ihn etwas in der Beschäftigung mit ihr störte. Er trauerte, daß die Tage, die ihm der Umgang mit ihr so freudig gemacht hatte, verflossen waren, und fand nur Aufheiterung in dem Gedanken daß bald eine gleich glückliche Zeit beginnen würde. Zuweilen erstaunte

staunte er wohl selbst, daß ihn die Trennung von dem Grafen von Pfirt und von seiner Tochter so heftig angriff, doch brachte ihn dies zu keiner richtigern Erkenntniß seiner Gefühle für die letztere.

Es gibt der guten Menschen so wenige — sagte er sich selbst — daß man mit Rechte trauern muß, wenn man zwei der Trefflichsten findet, und dann so schnell wieder von ihnen gerissen wird. Zwar will mich Ulrich mit seiner Tochter heimsuchen, aber wie wenig frommt mir dies, denn wenn sie dann von mir scheiden, werde ich sie vielleicht nie wieder sehen. Wie schmerzlich würde es mich betrüben, wenn ich auf immer von meinem Freunde Albert scheiden sollte, und Johanne ist wohl noch besser denn er, der biedere Graf Ulrich ihm gleich, ob ich schon von seiner Freundschaft nicht so mannichfache Beweise habe, wie von der Freundschaft Alberts.

Schwermüthig kam Albrecht nach Passau, Albert, der ihn bewillkommte, errieth aus

seinen Mienen die Empfindungen, die ihn beunruhigten, richtiger als er selbst sie kannte: Er verbarg jedoch seine Entdeckung, und sobald er sich mit Albrechten allein befand, fragte er ihn, zwar theilnehmend aber unbefangen, welches Begegniß ihn seiner Heiterkeit beraubt hätte.

Von Euch, lieber Vetter, der selbst so warm für Freundschaft glüht — antwortete ihm Albrecht — hätte ich diese Frage kaum erwartet. Ihr wisset, daß ich mich von einem Freunde und von einer Freundin trennte, soll ich darüber nicht trauern?

Wer könnte Euch deshalb tadeln — erwiederte Albert — Ihr solltet aber in dem Gedanken: daß Ihr sie wieder sehen werdet, und auch weite Entfernung das Band der Freundschaft nicht trennt; Beruhigung finden. Trennungen von Freunden sind in das Schicksal jedes Menschen geflochten, wir erhielten aber aus des Schöpfers gütigen

Hän-

Händen Erinnerungskraft, das Andenken der Entrissenen auch in der Entfernung zu feiern.

Geringer Ersatz — seufzte Albrecht — wenn man für Wirklichkeit mit Täuschung sich begnügen muß. Ich fühle wohl, daß ich nicht klagen sollte, denn losgerissen von seinen Freunden steht mancher ganz verlassen; mir bleibst noch Du, mein Albert, Freund von erprobter Treue!

Die Du auch immer bewährt finden sollst — versicherte dieser.

Albert bat nun den Bischoff, ihm von seinem Aufenthalte zu München und vorzüglich von Johannen und ihrem Befinden zu erzählen. Er wußte, wie gern Liebende von dem Gegenstande ihrer Leidenschaft sprechen, und wollte Albrechten diese Freude gewähren, dabei aber auch, sich noch näher von seinem Verhältniße mit Johannen unterrichten. Aus den Bruchstücken, die ihm Albrecht von seinen Gesprächen mit der Gräfin und ihrem Vater mittheilte, zog er die Folgerung, daß Johan-

hannens Gesinnungen gegen Albrechten den geheimen Wünschen desselben vollkommen zusagten, und Graf Ulrich dem Retter seiner Tochter gewiß vor allen Andern gern ihre Hand geben würde, wenn er ein weltlicher Fürst wäre. Er entwarf nun einen Plan, den er aber vor Albrechten verbarg, weil er von ihm Widerspruch dagegen befürchtete, und den auch wir unsern Lesern nicht bekannt machen wollen, um ihnen, wenn wir die Ausführung desselben erzählen, nicht wiederholen zu müssen, was sie vorher schon lasen.

Drei Tage waren vergangen, und Albrechts entflohene Ruhe kehrte noch nicht zurück. Dies machte ihn auf sich selbst aufmerksamer wie bisher; er prüfte sein Herz und fand, zu seinem Schrecken, darin Empfindungen, die er, so sehr er es auch wünschte, nicht mit dem Namen bloßer Freundschaft belegen konnte. Mißmuthig ging er auf Alberts Zimmer, diesem theilnehmenden Freunde sein Leiden, seine Unzu-

friedenheit mit sich selbst zu klagen, und von ihm Rath und Trost zu begehren.

Dein Freund, lieber Albert — redete er ihn an — ist unglücklich.

Der Weise — antwortete Albert — kann nie unglücklich seyn.

Traurig nur — fuhr Albrecht fort — daß es mit aller unserer Weisheit dann am wenigsten gethan ist, wenn wir ihrer am nöthigsten bedürfen. Gewöhnlich verläßt sie uns im Sturme der Leidenschaften; ein Schicksal, das auch mich getroffen hat. Hört jetzt, mein Freund, daß einige Tage, in welchen ich mich so glücklich fühlte, mich vielleicht für mein ganzes übriges Leben unglücklich machen, beklagt mich und rathet mir, wenn Ihr Rath für mich habt. Liebe für Johannen stahl sich in mein unbewachtes Herz, und hat nun darin so vielen Raum gewonnen, daß ich mich zu schwach fühle, sie wieder zu entfernen, ob ich schon weis, daß Pflicht es mir gebietet. Der Gedanke an

Johannen, verläßt mich so wenig, daß sich meine Seele auch im Traume mit ihr beschäftigt. Unablässig schwebt mir ihr Bild vor, und wenn ich ein Buch aufschlage, sey es eine Chronik oder das Breviar, weis ich nicht, was ich lese, denn ich reihe die Buchstaben an einander, ohne daß mein Geist etwas davon weis, und meine Einbildungskraft zaubert den Namen Johanne auf das Papier. Ihr Bild folgt mir auf den Dingstuhl und in die Kirche, und bei dem besten Willen vermag ich nicht, meine Aufmerksamkeit davon zurückzuziehen.

Schicksal jedes Menschen — sprach Albert — in dessen Herzen feurige Liebe glüht.

Aber in dem Herzen eines Bischoffs darf sie nicht glühen — seufzte Albrecht — und ich hätte von Euch mehr als eine alltägliche Bemerkung erwartet. Sagt, was soll ich thun, um meine Ruhe wieder zu erhalten?

Den Kampf nicht scheuen, dem sie allein zum Preise werden kann — antwortete Albert. — Mit Eifer müsset Ihr ihn beginnen,

und

und nicht muthlos werden, wenn Ihr Wochen lang vergeblich nach dem Siege ringt.

Lange bemühte sich Albert, seinen Freund zu trösten, und in ihm die Hoffnung zu beleben, daß es ihm gelingen würde, seine vorige Ruhe wieder zu erringen. Während der Dauer ihres Gespräches näherte die Mitternacht sich heran, wo Albrecht sich hinweg begab; mit dem vesten Vorsatze: dem Rathe seines Freundes und dem Aufrufe seines eignen Verstandes gemäß zu handeln. Langsam schlich die Nacht dem wachenden Albrecht dahin; sein Herz wurde durch alle Vorstellungen des Verstandes nicht beruhigt, und er begann an dem Siege über eine Leidenschaft zu zweifeln, die seine Unachtsamkeit schon vest hatte wurzeln lassen. Er ging, Alberten aufzusuchen, als er aber die Thür seines Zimmers öffnen wollte, reichte ihm ein Diener ein versiegeltes Blatt von der Hand seines Freundes.

„Ver-

„Verzeiht — schrieb Albert — daß ich „mich von Euch entferne, ohne es zuvor ge„sagt zu haben, ich besorgte aber von Euch „Hinderung der Reise, zu welcher ich mich, „als der heutige Morgen anbrach, aus „Freundschaft und Besorgniß für Euer Be„stes entschloß. Bald werde ich zurückkom„men und dann, mein Freund, hoffe ich alles „entfernen zu können, was jetzt eure Zufrie„denheit stört. In dem Vertrauen: daß ich „Euch nicht täuschen werde; müsset Ihr bis „zu meiner Rückkehr Beruhigung finden.“

Albrecht las das räthselhafte Schreiben zwei mahl, dann legte er es hinweg, ohne nur auf eine Vermuthung zu fallen, welchen Plan sein Freund haben mögte. Schmerzvoll rief er nach einiger Zeit aus: — was auch Deine Absicht seyn mag, — Albert, Du thatest Unrecht, daß Du zu einer Zeit, wo ich Deiner so nöthig bedarf, mich verließest!

Ende des ersten Theils.

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Heinse, Gottlob Heinrich,

Albrecht der Weise und seine Brüder, Erzherzoge von Österreich

Bd.: [1]

Leipzig 1793

Bamberg, Staatsbibliothek -- L.g.o.62-b#1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11719884-0
VD18 15563731-001